 Fröhlich

 Fröhlich

Der ungläubige Pfarrer.

Eine Erzählung

von

A. E. Fröhlich.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1862.

Der ungläubige Pfarrer.

Von

A. E. Fröhlich.

Der ungläubige Pfarrer.

Eine Erzählung

von

A. E. Fröhlich.

Zürich,

Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.

1862.

I.

Der Schulrath Kleiner hatte unter anderen auch die Schulen zu Waldbrunn zu beaufsichtigen. Dieses Dorf ist eine Stunde von der Stadt entfernt. Nach dem Besuche der Schulen hatte er gestern den Abend noch bei seinem Freunde, dem alten Pfarrer Kiesel von Waldbrunn, zugebracht. Er hatte sich mit ihm gefreut über die neuen, immer keckeren und siegreicheren Schriften der kritischen Theologie und so mit ihm und dann auch auf dem angenehmen Spaziergange des Heimweges einen heiteren Abend genossen.

In seinem Berichte an den Erziehungsrath über die Schulen in Waldbrunn schrieb dann der Schulrath unter anderem Folgendes:

In der untern Schule zu Waldbrunn, man kann nicht sagen, lehrt, sondern ist noch immer angestellt der greise Schulmeister Walter. Der Pfarrer Kiesel sowohl als ich, wir haben schon öfter versucht, ihn zu bewegen, er möchte sein Schulamt freiwillig niederlegen und haben ihm einen Ruhegehalt versprochen. Allein der alte Walter

sagt: So lange ich noch arbeiten kann, gebe ich nicht ab und wird mich auch die Gemeinde, der ich länger als fünfzig Jahre diene, nicht absetzen; die Großväter, deren Enkel ich jetzt noch lehre, werden mich nicht fortjagen. Und in der That, so wenig mehr dieser alte Mann leistet, er ist gleichsam mit der Gemeinde verwachsen und er kann nicht leicht entfernt werden. In seiner Schule wird meist nur in der Bibel gelesen, der Katechismus und das Gesangbuch auswendig gelernt, nothdürftig etwas geschrieben und gerechnet, hingegen viel gesungen.

Die obere Schule aber zu Waldbrunn ist eine der besten im ganzen Lande. Ihr Lehrer Ries ist ein denkender, unterrichteter Mann. In seiner Schule herrscht Munterkeit. Er erzieht durch Freiheit zur Freiheit. Wie meisterhaft die Schüler rechnen, ist schon früher berichtet worden, auch wie sie angehalten werden, schriftdeutsch so rein als möglich nachzuerzählen; viele haben es darin schon ziemlich weit gebracht, und es hört sich nicht mehr viel von der Rauhheit ihrer bäurischen Mundart; und hilft die reine Schriftsprache überhaupt die Rohheit des Bauernstandes mildern. Der Lehrer hat darüber ganz gesunde Ansichten und befleißt sich auch im Verkehr mit Jedermann des Hochdeutschen und einer reinen und feinen Aussprache. In dieser trugen die Schüler auch Gedichte von Schiller und Göthe, Heine, Platen, Freiligrath, Herweg, Sallet und andern der neueren Klassiker vor. Vom Auswendiglernen des Katechismus, des Gesangbuches, des biblischen Spruch-

buches ist natürlich in einer solchen Schule und unter einem so gebildeten Lehrer nicht die Rede, was auch nur zu billigen. Zum Beweise, daß mit der Anschauung und dem Urtheil zugleich auch das Gedächtniß geübt werde, zeigten die Schüler vielfache Kenntnisse in der Botanik, der Mineralogie und Zoologie. In der Geographie war es überraschend zu hören, mit was für einer Sicherheit die Schule die Zahlen der Bevölkerung aller Länder und aller größeren Ortschaften angeben konnte.

Der blühende Zustand dieser Volksschule ist voraus dem Ortsgeistlichen, dem gelehrten Pfarrer Kiesel zu verdanken. Er hat den Lehrer erzogen, besucht die Schule oft und hat früher selbst in diesem und jenem Fache die Schüler unterrichtet. Er ist überhaupt ein würdiger Geistlicher und einer der wenigen Ausgezeichneten. Auch in seinem hohen Alter ist er noch täglich bemüht, seine Kenntnisse zu vermehren; er besitzt eine reiche Bibliothek und auf seinem Arbeitstische sind neben älteren und ältesten Werken auch die neuesten Schriften eines Paulus, Strauß, Baur und der andern, welche auf der heiteren und offenen Bahn Lessings sicher und kühn fortschreiten. Der alte Kiesel hat sich alle Ergebnisse der Forschungen dieser so tief gelehrten scharf- und freisinnigen Männer zu eigen gemacht. Er freut sich, ihre Tage noch erlebt zu haben. Daneben ist ihm auch die neuere Philosophie, die Natur- und Länderkunde unserer Tage nicht unbekannt. Er hält auch die besten Tagesblätter und Zeitschriften, und es ist eine Freude, mit welcher jugendlichen

Lebendigkeit der Greis sich über alle die Fortschritte der neueren Wissenschaft ausspricht, wie ihm auch im Einzelnen hiefür das Gedächtniß noch treu geblieben, wie klar und weithin er in die Geschichte zurückblickt und ihre Entwicklung versteht. Er ist bekannt als Mitarbeiter einiger gelehrten Zeitschriften und liefert in dieselben noch immer fleißig Recensionen und auch selbstständige eigene Abhandlungen. Neben dieser vielseitigen wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit sind ihm seine kirchlichen Verrichtungen immer noch ein leichtes Geschäft, er hält die Predigten und Kinderlehren sonntäglich in gewohnter Lebendigkeit. Um Gedanken ist ein so belesener Mann nie verlegen. Auch seine Unterweisungsstunden und den Konfirmationsunterricht ertheilt er stetsfort regelmäßig. Da seine Gemeinde nur klein ist, so bleibt ihm noch viele Muße für seine Studien. Er führt so zwar ein etwas einsames, aber ein idyllisches Leben. Er genießt seit Jahrzehnten der vortrefflichsten Gesundheit. Sein Pfarrhaus hat aber auch eine eben so gesunde als hübsche Lage. Kiesels Arbeitszimmer sieht in eine ungemein schöne Landschaft. Wer da den noch so rüstigen Greis unter den Schätzen der Wissenschaft so glücklich und in ungestörtem Frieden sieht, der kann nicht anders, er muß ihn beneiden und wird sich selbst ein höheres Alter nicht anders als unter solchem Glücke wünschen." So berichtete der Schulrath Kleiner.

II.

Ganz einsam lebte der Pfarrer Kiesel nicht. Seine Haushälterin Martha war eine nahverwandte Waise, welche er schon vor vierzig Jahren an Kindesstatt angenommen hatte. Denn er selbst, obschon einmal verheirathet, war kinderlos geblieben. Neben dieser Martha diente im Pfarrhause seit Jahren die viel jüngere Magd Sabine. Beide theilten sich in die Haus- und Landgeschäfte, und bei der Arbeit hätte Niemand bemerken können, daß Martha eigentlich die Tochter des Hauses sei; nur in der Kleidung unterschieden sie sich, Martha trug städtische Kleidung, Sabine die ländliche Tracht. Sie, um vieles stärker als Martha, war doch nicht die arbeitsamere; im Gegentheil lud sie so viel Arbeit sie konnte, auf die Martha ab, und diese ließ sich des Friedens wegen Manches gefallen.

Eines aber setzte Martha fort, so ungern es Sabine von Anfang an gesehen hatte. Martha hegte von je eine besondere Hinneigung zu Kindern. Sie war nun schon etliche vierzig Jahre alt. Zwar würde ihr Niemand so viele Jahre geschätzt haben, denn ihre hohe, wohlgewachsene Figur und ihr Gesicht war noch ziemlich jugendlich, ihre Farbe noch frisch, ihr dunkelbraunes, freundliches und seelenvolles Auge noch klar und lebendig, ihr lichtes Haar noch reich und glänzend und ohne eine Spur von Ergrauen.

Sie war in ihren Zwanziger Jahren mit einem jungen, rechtschaffenen, geschickten und anmuthigen Hand-

werker verlobt. Dem Pfarrer war diese Verbindung zuwider, aber er konnte sie nicht hindern; die Frau Pfarrerin that den Liebenden Vorschub. Das waren der Martha glücklichste Tage. Sabine war damals noch nicht Magd im Pfarrhause; eine zu jener Zeit in demselben dienende ältere Frau war der Martha gefällig und so gewann diese manche freie Stunde, mit ihrem Verlobten allein zu sein in ihrer Stube oder auf Spaziergängen in der schönen Gegend. Sie beide saßen manchen Sonntagabend selig auf einem der Hügel und Berge des Thales und freuten sich der Gegenwart und Zukunft.

Sie wollten Hochzeit machen; allein der Pfarrer wußte dies von einer Frist zur andern zu verzögern. Endlich erkrankte die Frau Pfarrerin ernstlich; Martha konnte sich ihr nicht entziehen. Da aber die Krankheit unheilbar geworden zu sein schien, drängte der Bräutigam, der Pfarrer möchte seiner Frau eine andere Pflegerin suchen; er selber müsse, da seine Eltern gestorben, seinem Hauswesen eine Hausfrau vorstellen. Der Pfarrer beschwor die Martha, ihn doch nicht zu verlassen und versprach ihr, wenn sie noch ausharre, feierlich, sie als alleinige Erbin seines ganzen Vermögens einzusetzen. Martha bestimmte ihren Verlobten, noch Geduld zu haben bis zum Tode der Frau Pfarrerin, der nicht mehr ferne zu sein schien. Allein der trat nicht so bald ein und Monate auf Monate vergingen, und vor der Frau Pfarrerin starb der Bräutigam an einem hitzigen Fieber.

Nun hatte Martha das Glück ihres Lebens genossen; es folgten für sie die traurigsten Zeiten. Die Frau

Pfarrerin wurde immer hülfsbedürftiger und konnte doch nicht sterben. Hingegen starb die alte Magd und kam die junge Sabine ins Haus.

Es vergingen bis zum Tode der Frau Pfarrerin noch einige Jahre. Martha hatte ausgehalten, aber jetzt wollte sie das Haus verlassen, um nicht in demselben der Welt gleichsam absterben zu müssen. Der Pfarrer aber bat sie dringend, sie möchte ferner seinem Hauswesen vorstehen, und nur in diesem Falle werde sie seine Haupterbin bleiben.

Es widerstand der Martha, auf solche Weise ihr Leben zu verkaufen, aber sie hoffte auf irgend eine Erlösung. Allein es verging ein Jahr nach dem andern; sie wurde älter; sie hatte nur noch die Wahl, einen vielleicht noch schwierigeren Dienst als Haushälterin zu übernehmen, ohne Aussicht auf eine Versorgung im Alter, oder sie mußte eben im Pfarrhause bleiben.

Wie sie sah, daß dieses nun einmal ihr Loos sei, nahm sie sich mit neuem Eifer des Hauswesens an und mit ungemeiner Thätigkeit und Einsicht half sie den Wohlstand des Pfarrers fördern, sie wußte ja, daß sie so auch für ihre eigene Zukunft arbeite und sich ein sorgenfreieres Alter bereite.

Sie nahm zu an Erfahrungen und Fertigkeiten, und wie sie selber im Hause und auf dem Felde, im Garten und Stalle, in der Küche und dann wieder am Spinnrade, und nähend und strickend arbeitete, gewann das Haus mancherlei Ueberfluß.

Sie war aber dem Pfarrer noch auf andere Weise hülfreich und durchaus unentbehrlich geworden.

Er hatte schon seit ihrer Kindheit ihre schöne Handschrift benutzt und durch die Martha sich stetsfort vieles abschreiben lassen, theils eigene Handschriften, theils Auszüge aus Büchern. Er hatte sie auch die französische Sprache gelehrt und sie konnte mit Geschmack übersetzen. Und so erschien bisweilen eine ihrer Uebersetzungen, irgend ein Auszug aus einem selteneren Werke in einer Zeitschrift unter Kiesels Namen, ohne daß dieses Martha selber erfuhr. Unter solchen öfteren Beschäftigungen mit Abschreiben und Uebersetzen lernte sie Mancherlei. Sie kam auch nach und nach zu einiger Bücherkunde und fand in Kiesels reicher Bibliothek und unter den vielen Sendungen, die ihm von Buchhändlern zukamen, manches Buch, das ihre Lernbegierde reizte oder von welchem sie zum Voraus wußte, daß es die Lücken ihres Wissens ausfüllen und ihre Kenntnisse vermehren würde.

Da sie nur wenige Stunden Schlafes bedurfte, las sie zumal im Winter, nachdem sie bis zum Nachtessen gesponnen oder genäht hatte, noch tief in die Nacht hinein oder am Morgen wieder in aller Frühe. Man sah sie niemals stricken, ohne daß sie nicht zu gleicher Zeit ein Buch vor sich hatte. Sie wußte, daß Kiesel für seine Aufsätze in den Zeitschriften ein ziemliches Honorar erhielt und hatte nach den von den Verlegern mit Geld ankommenden Briefen berechnet, wie hoch sich diese Einnahmen Kiesels jährlich belaufen. Sie wußte auch, daß sie ihn durch ihr Abschreiben und Uebersetzen nicht wenig

fördere und daß sie so auch sein Vermögen vermehren und hiemit ihr eigenes Erb vergrößern helfe und so war sie in dieser ihrer literarischen Mithülfe um so eifriger und unverdrossener.

Sie war aber auch durch diese Beschäftigungen, durch ihr vieles Lesen und das tägliche Gespräch mit Kiesel zur Einsicht gekommen, wie er zur Bibel stehe, zur Theologie und zu seinem Amte. Manches Buch, welches er als unvernünftig und verderblich kritisirte, erschien ihr beim eigenen Lesen gut und schön und durchaus biblisch. Sie las die Bibel selbst um so eifriger. Einen längeren Abschnitt derselben zu betrachten, etwa auch mit Benutzung einer Erklärung, damit fing sie jeden Tag an. Sie war schon von der frühe verstorbenen Frau Pfarrerin, an welcher sie eine wirkliche Mutter hatte, zum täglichen Lesen der heiligen Schrift angehalten worden. Der Streit, in welchem der Pfarrer gegen die Bibel stand, hatte sie nach und nach zu einer Kämpferin für die Schrift gemacht. In den Gesprächen, sowie in den Predigten und Kinderlehren des Pfarrers fand sie immer weniger Befriedigung; um so mehr hielt sie sich an das Evangelium, an die Schriften ausgezeichneter Christen, besonders auch an Dichtungen in christlichem Geiste.

Sie liebte die Musik ungemein, hatte eine Altstimme von seltener Schönheit und sang viel und wußte eine Menge Lieder. Gerne hätte sie Klavier spielen lernen, aber der Pfarrer war nicht zu bewegen, ihr ein Instrument zu kaufen. Da lehrte sie der alte Organist auf der kleinen Orgel der Kirche einige Psalmen spielen. Sie

hatte es schnell gelernt und ihren Meister bald übertroffen. An Sonntagabenden sang sie bisweilen allein oder mit einigen Kindern in der Kirche und spielte dazu selbst die Orgel.

Es war ihr überhaupt ein Bedürfniß, Kinder um sich zu haben. Sie hatte daher zumal den Winter hindurch einige jüngere Mädchen aus den benachbarten Häusern an ihrer Seite, unterrichtete sie in weiblichen Arbeiten und während sie selber spann oder nähete, erzählte sie ihnen lehrreiche Geschichten und ließ sich von den Kindern wieder erzählen, besonders das, was sie schon in der Kinderbibel gelesen, oder sie ließ sie auswendig gelernte Kirchenlieder aufsagen oder sang mit ihnen geistliche und weltliche Lieder. Den Kindern war es ein Fest, zur Martha zu kommen. Es wünschten noch mehr Mädchen nach den Schulstunden ins Pfarrhaus während der Abendstunden gehen zu dürfen, allein der Raum der etwas kleinen Wohnstube erlaubte es nicht. Darum hätte Martha schon lange gerne eine eigene Arbeitsschule errichtet. Es wäre ihr dazu in dem nahen Schulhause von den Gemeindevorstehern gern eine Stube eingeräumt, geheizt und erleuchtet worden. Allein der Pfarrer gab ihr zu verstehen, daß sie so zu viel den häuslichen Geschäften zu widmende Zeit versäumen und zu lange und zu oft außer dem Hause sich aufhalten würde. Er sehe zwar die Nothwendigkeit einer solchen Arbeitschule wohl ein, er habe auch solche in den andern Gemeinden, wo er schon Pfarrer gewesen, eingerichtet und sie haben einen gesegneten Fortgang gehabt. „Aber

du weißt, sagte er dann ferner zu Martha, hier in Waldbrunn sind die Verhältnisse ganz andere. Fast die ganze Bevölkerung geht täglich in die benachbarte Stadt auf den Taglohn und an die Fabrikarbeit. Die Töchter alle, sobald sie der Schule entlassen sind, laufen in die Fabriken. Am frühen Morgen verlassen sie ihr Haus, Abends spät kehren sie ermüdet zurück, essen noch etwas und gehen alsbald zu Bett, um frühe wieder zur Arbeit zu eilen. Selber die Mütter und die jüngeren Kinder, die nicht in den Fabriken arbeiten, sind einige Stunden des Tages außer ihrem Haus und Dorf, da sie in der Mittagsstunde den in der Stadt Arbeitenden dorthin das Mittagessen bringen und mit dem Verweilen daselbst und dem Hin- und Herlaufen täglich drei und auch vier Stunden für ihre Tagesarbeit verlieren. Dieser Zeitverlust wäre freilich zu vermeiden. Die Fabrikarbeiter alle könnten sich in der Stadt gemeinschaftlich kochen lassen, sie würden es besser und wohlfeiler haben, aber die Waldbrunner haben hiefür wie für noch manches Andere keinen Verstand. Sie zu belehren, mußte ich leider schon lange aufgeben. Da hilft Alles nichts. Die Töchter hätten es freilich nöthig, nähen, stricken und flicken zu lernen; allein, wenn auch eine Arbeitsschule da wäre, sie hätten nicht Zeit, eine solche zu besuchen. Sie würden auch nicht lernen wollen, ihre Kleider selber zu verfertigen; sie kaufen lieber modischen Flitter. Auch in dieser Hinsicht zerstört die Fabrike die gute, alte Hausordnung und mit dieser das Gemeindewesen. Der wenn auch reichliche Verdienst der Fabrikarbeiter ist ein geringer

Ersatz gegen den Schaden, den der Fabrikarbeiter an Leib und Seele erleidet und durch ihn sein Haus und Dorf und Land. Die Waldbrunner verdienen viel, aber ihr Wohlstand vermehrt sich doch nicht. Der mühsam erworbene Wochenlohn wird vom Samstagabend bis zum Montagmorgen mit seltenen Ausnahmen vertaumelt. So lange dieses Unwesen fortdauert, würde auch eine Arbeitsschule wenig nützen. Daß du bisweilen die jüngeren Mädchen der Nachbarhäuser zu dir kommen läßt, dawider habe ich nichts. Es hilft mit, eine friedliche Nachbarschaft erhalten. Doch wäre es wohl nützlicher, statt die Kinder die oft so abergläubischen und fabelhaften Geschichten aus dem alten und zum Theil auch aus dem neuen Testament herplappern zu lassen, du würdest ihnen von den Wundern der Natur erzählen. Lies ihnen Hebels Habermuß; sing mit ihnen seine Sonntagsfrühe oder den Morgenstern, oder das Spinnlein und dergleichen."

„Das thue ich auch, sagte Martha, aber merkwürdig, die Kinder singen eben so gerne: Wer nur den lieben Gott läßt walten; oder: Gelobet seist du Jesus Christ, daß du Mensch geboren bist; den aller Weltkreis nicht beschloß, der liegt nun in Mariens Schooß; oder: der Herr ist auferstanden heut, deß sind wir alle hocherfreut; auch hören die Kinder lieber davon reden, wie Jesus in der Krippe und Moses in seinem Kästchen lag, als wie das Saatkorn in der Furche liegt, und lieber davon, wie Jesus die Tausende mit wenigen Broten speist, als davon, wie es Garben gibt aus einem Samenwurf. Den Erntewagen haben sie vor Augen, er erergt nicht

ihre Einbildungskraft und nicht ihre Andacht, wie wenn sie hören, wie der Herr die Tausende speist.“ „Andacht!“ sagte der Pfarrer: das Kind denkt wie ein Kind, es schlummert in kindlichen Träumereien; wenn aber die Erwachsenen aus solchen nicht erwachen, sind es kindische Träumereien.“ „Den Kindern ist das Himmelreich“, antwortete Martha. „Das heißt dort, erwiederte der Pfarrer: den Kindern ist der Himmel, will sagen, nicht eine obere selige Welt; denn eine solche gibt es nicht: Himmel ist Luft unten und oben; Himmel ist eigentlich die ungestörte Ruhe, Heiterkeit und Seligkeit eines noch harmlosen, von Rang, Ehre und Herrschsucht freien Sinnes“. „Ich denke aber, entgegnete Martha, es heißt etwas mehr als das, wenn der Herr öfter sagt: Wahrlich ich sage euch: es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedrigt wie das Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Es ist damit wohl auch eine Wiedergeburt angedeutet. Denn der Herr sprach ja auch: Ich preise dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret“. „Dieses will sagen, antwortete der Pfarrer: die orthodoxen, auf ihren Katechismus versessenen, auf ihre längst veralteten Systeme und Bekenntnißschriften stolzen und fanatischen, verketzerungssüchtigen Schriftgelehrten, die Mucker, Frömmler, Pietisten und Proselytenmacher zu Jerusalem mit ihren breiten Denkzetteln und den großen Quasten und Säumen an ihren Kleidern,

mit ihrer heiligen Braminenschnur, die verstehen meine reine Vernunftlehre nicht; ich mußte mir, um diese unter die Menschen zu bringen, möglichst vorurtheilsfreie Schüler suchen, die schlichten, kindlich anhänglichen Fischer vom galiläischen See, diese Menschen von gesundem Verstand, von einfachster Lebensweise und Genügsamkeit, von Geduld, That- und Schnellkraft, wie sie in ihrem Gewerb und auf dem tückischen, oft so stürmischen See geübt wird. Diese Fischer, deren Element von Kindheit auf das Wasser war, das reine, klare, lautere Element, das, wenn es auch bisweilen der Sturm aufregt und an den seichteren Stellen trübt, doch bald wieder sich ebnet und wie die göttliche Vernunft den Himmel abspiegelt und alle Schönheiten der irdischen Natur, — diese Fischer waren die Unmündigen, welche die Vernunftoffenbarungen des Nazareners verstanden. Und solche Unmündige hätten allerdings auch die verkehrten, orthodoxen Schriftgelehrten werden sollen, wenn sie in das Himmelreich der Vernunftwahrheiten hätten eingehen wollen. Insofern kann da allerdings von einer Wiedergeburt die Rede sein. Aber sonst soll jeder suchen, ein vollkommener Mann zu werden. Wir sollen nicht Kinder sein am Verständniß, nicht Kinder, die sich wiegen und wiegen lassen von jeglichem Wind der Lehre durch Schalkheit der Menschen, durch Täuscherei auf dem Schleichwege der Irrthümer".

„Kinder werden wir doch bleiben, antwortete Martha; denn unser Wissen ist Stückwerk. Und an der Bosheit seid Kinder, sagt ja auch der Apostel. Und Kinder des

Allerhöchsten sollen wir sein. Und wie viele ihn aufnehmen, denen hat er Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden. Und selig sind die Armen im Geist. Am Munde der Eltern, am Munde zunächst der Mutter hängt das unmündige Kind, um nach und nach mündig zu werden. Der Schüler ist nicht über dem Meister. Ich suche immer kindlicher das Wort des Herrn aufzufassen und ihm auch zu vertrauen. Wie ein Kind sich von seiner Mutter, so fühle ich mich abhängig von ihm. Ich beneide die Kinder um mich her, die ihm aufs Wort trauen und die noch von keinem Zweifel beunruhigt sind, die er aber auch herzt und die Hände auf sie legt und sie segnet. Und so traue ich denn auch kindlich seinem Wort: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf". „Das heißt aber, sagte der Pfarrer, die Kinder aufnehmen in seinem Namen, wenn man sie von ihrem zartesten Alter an nichts hören läßt, was der gesunden Vernunft widerspricht. Aller Aberglauben wehrt ihnen, zu ihm zu kommen. Ihr seid allzumal Kinder des Lichts, heißt es, und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniß. Wandelt als Kinder des Lichts. Habet nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsterniß. Und wahrlich die meisten Katechismen, Kinderbibeln, Kirchenlieder und Kirchengebete sind unfruchtbare Werke der Finsterniß". „Offenbar aber, antwortete Martha, verstanden die Apostel nicht solche Werke unter denen der Finsterniß. Denn der Apostel der Liebe sagt: Wer da sagt, er sei im Licht und hasset seinen Bruder, der ist noch in der

Finsterniß; und Paulus: Die Frucht des Lichtes ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit; und der Herr selbst: Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden; und unter diesen Werken hat er doch wahrlich weder Katechismen, noch Gebet- oder Liederbücher verstanden. Ich bin das Licht der Welt, sagt er, folget mir nach. Und so dient es mir selber zur Erleuchtung und inniger Freude, wenn ich sehe, wie das Licht der Welt auch in die Herzen der Kinder um mich her scheint und ich höre, wie er auch in ihrem Munde sich ein Lob zubereitet hat".

„Nun, nun, sagte der Pfarrer, ich sehe es ja nicht ungern, daß du bisweilen an einem Nachmittag oder Abend die Nachbarkinder zu dir kommen läßt. Ich würde freilich mit ihnen etwas pädagogischer verfahren; du kannst dir ja das aus meinen Kinderlehren abmerken, und hättest seit Jahren dir manches entnehmen können, wie man unterrichten und was Alles man namentlich im Religionsunterrichte vermeiden und umgehen soll. Aber es scheinen die Frauen überhaupt für die Pädagogik weniger Sinn zu haben." „Und doch, antwortete Martha, spricht Gott selber: Wie eine Mutter will ich euch trösten, und vergleicht der Herr selber seine ganze Thätigkeit mit der hegenden, pflegenden, schützenden und sich aufopfernden Mutterliebe der Bruthenne. Ist denn die Pädagogik eine neu erfundene Kunst? Und können nur die Pädagogen erziehen und wer hat denn sie erzogen? Das wäre sehr traurig. Das Wort Gottes sagt

den Vätern nicht nur, sondern auch den Müttern: Ziehet die Kinder auf in der Zucht und Ermahnung des Herrn. Und der ungläubige Mann wird ja geheiligt durch das Weib“.

„Je nun, schloß der Pfarrer, das Weib will auch immer Recht haben. So lange das Kind der Milch bedarf, möget ihr sie ihm reichen. Den Vollkommenern gehört dann die starke Speise; und für diese sorgt dann allerdings eine vernünftige Pädagogik“.

III.

Martha saß eines Abends wieder unter ihren Kindern, sie selber spann, die Mädchen näheten und strickten und wiederholten ihr, eines nach dem andern, die Erzählung, welche sie in der vorigen Stunde gehört hatten. Dann erzählte ihnen Martha eine neue Geschichte. Darauf zeigten die Kinder ihre Arbeiten, wurden auf die Fehler derselben gewiesen oder belobt und erhielten neue Aufgaben. Während sie diese machten, sangen sie, die Kinder die obere Stimme, Martha dazu ihren schönen Alt. Es war gar lieblich zu hören und anzuschauen. Im heitern und schmucken, grünlich angestrichenen Zimmer schien noch die Abendsonne des Herbsttages; vor den Fenstern blüheten noch Blumen, die Blätter des Wein- und Obstgeländers am Hause waren schon bunt geworden und durch die noch grünen spielten die gelben, rothen und braunen Blätter; die Herbstweiden, auf welche man

zunächst hinuntersah, prangten noch frisch; das Gebirg strahlte in seltener Klarheit. Aber so sehr es den Blick hinaus und dorthin zog und zu den prächtigen Abendwolken, er verweilte eben so gerne im Zimmer und sah auf diese hübschen, sorgfältig gekämmten und reinlich gekleideten Kinder und auf ihre muntere Lehrerin. In ihre Lieder stimmte auch der Kanarienvogel im Käficht und schien mit ihnen in die Wette zu singen; und von den nahen Matten klangen die Glocken herein der noch im Grünen weidenden Heerde. Der Friede des Ganzen spiegelte sich auch im heiteren Angesicht der Martha. Die Kinder waren diesen Abend besonders aufmerksam und fleißig und sangen mit großer Lust.

Die Zeit war verflossen. Martha mahnte die Kinder, ihre Arbeiten zusammenzulegen und heimzugehen. Die Mädchen baten noch, ihr liebstes Lied singen zu dürfen. Martha stimmte es ihnen an. Aber kaum hatten sie einige Zeilen gesungen, schlug es auf die Thürfalle, daß die Kinder zusammenfuhren und flog die Thüre auf und schrie die Magd Sabine auf der Schwelle stehend: „Will denn das verdammte Beten und Plären heute wieder gar nicht enden? Muß ich alle Arbeiten allein machen? melken und noch Gras abhauen und einführen und der Kuh das Futter zurecht machen und den Säuen die Tränke, und die Hühner einthun und das gefallene Obst noch auflesen? oder sollen es im Vorbeigehen diese kleinen Freßmäuler da wieder wegstehlen? Dieses Zusammenhocken muß mir gewiß noch aufhören. Diese kleinen Rotznasen und Mistfinken bringen mir Koth ins Haus

und in die Stube, und hinter ihnen muß ich jedesmal den Hausgang und das Zimmer wieder wischen. Machet daß ihr fortkommt, ihr Grotzen“.

„Wie thust du doch wieder! sagte Martha ganz gelassen. Schämst du dich nicht vor den Kleinen? Heißest ihr Beten und Singen ein verdammtes Geplär? Ist das nicht gottlos? Sagst, sie hätten Obst gestohlen. Ich selbst habe jedem einen Apfel und ein paar Zwetschgen gegeben, wie du ja auch Kindern von Leuten gibst, denen du wohl willst; und Niemand hindert dich daran. Sagst, die Kinder da seien schmutzig und machen das Haus kothig. Da siehe, selbst unter ihren Stühlen ist der Stubenboden ohne Flecken und ganz weiß geblieben. Unrath kam jetzt in die Stube, aber nicht durch die Kinder. Uebrigens an den Hausgeschäften ist nichts versäumt. Kaum drei Minuten länger sind wir beisammengeblieben als sonst. Die Kinder gehen jetzt, und am nächsten Montag kommen sie wieder. Ja, ja, kommet nur, liebe Kinder; es muß jemand die Sabine erzürnt haben; sie ist nicht immer in so böser Laune; aber die Schühlein müßt ihr jedes Mal recht abputzen und säuberlich sein in Allem. Am Ende wird euch selber die Sabine noch rühmen und jedem einen Apfel oder eine Birne geben. Reicht ihr jetzt ordentlich die Hand und saget: Behüt Euch Gott und zürnet nicht“. Die Kinder thaten so. Sabine, obschon ihr Blick noch zornig war, konnte ihnen die Hand nicht verweigern. Martha aber, ohne weiter mit der Sabine ein Wort zu verlieren, ging an ihre Abendgeschäfte, mähete noch, während Sabine in

der Küche zu thun hatte, das für den Abend und den folgenden Tag nöthige Futtergras, welches im Obstgarten des Pfarrhauses seit der Grummeternte wieder ziemlich gewachsen war, melkte darnach die Kuh, fütterte die Schweine, besorgte den Hühnerhof, las dann Obst auf, bestellte etwas im Garten und sah zuletzt noch nach ihren Blumen.

Indessen war Sabine, nachdem sie verrichtet, was in der Küche zu thun war, noch in einige Häuser im Dorf geeilt, mit denen sie näher bekannt war, deren Gunst sie erhalten wollte und wo sie vernehmen konnte, was täglich in der Gemeine vorgegangen, um es in ihrer Weise dann dem Pfarrer wieder zu berichten. Aus diesen nicht zunächst dem Pfarrhause gelegenen Häusern kamen keine Kinder in der Martha Arbeitsstunden. Sabine durfte daher rühmen, wie sie heute wieder einmal der Martha die Meinung gesagt und ihr die Betschwester vorgehalten habe. Das hörten diese Weiber nicht ungerne, sie waren der Martha weniger freundlich, weil diese sich mit ihnen in ihre Klatschereien nicht einließ.

Noch vernahm Sabine an diesem Abend, die Cholera, welche in der Umgegend schon seit einigen Wochen viele Menschen weggerafft und von welcher Waldbrunn bisher verschont geblieben war, sei nun hier auch aufgetreten und es liegen bereits in etlichen ärmeren Haushaltungen einige Männer und Frauen gefährlich krank.

IV.

Als Sabine dieses beim Nachtessen berichtete, erschrak der Pfarrer zusehends. Bald aber sagte er: „Am Ende ist's doch nur ein Waldbrunner Geschwätz, ein Brunnengeschwätz. Schwerlich wird in irgend einem anderen Orte der Welt so viel gelogen als hier; nirgends alles Unglaubliche so dumm und leichthin geglaubt und herumgeboten wie hier. Ich bin nun über dreißig Jahre Pfarrer unter diesem Klatsch-Völklein zu Waldbrunn. So viel Ungesundes noch unter ihnen und an und in ihnen ist, von Seuchen sind sie doch in dieser langen Zeit frei geblieben. Es ist hier aber auch Wasser und Luft und Grund und Boden so gesund, daß Menschen und Vieh und alles Gewächs bestens gedeiht. Und so wird es wol nur ein leeres Geschwätz sein, daß auch hier Leute an der Cholera erkrankt seien".

Als aber Sabine nähere Umstände angeben und die erkrankten Personen benennen konnte, wurde der Pfarrer wieder nachdenklicher. Das Nachtessen wollte ihm nicht schmecken. Martha sagte: „Dessen ob Cholerakranke im Dorfe seien oder nicht, können wir noch diesen Abend ganz gewiß werden. Es ist noch nicht zu spät. Wenn Sabine nicht noch in die Häuser der Cholerakranken gehen will, die sie genannt hat, so gehe ich selber hin. Diese armen Leute sind mir nicht unbekannt". „Ich verbiete Dir hinzugehen, erwiederte der Pfarrer mit Heftigkeit. Das wäre ja die Dummheit selber, muthwillig sich von der Pest anstecken zu lassen, sie selber zu

holen, um sie in's eigene Haus zu bringen"? „Ich gehe nicht mehr hin, rief die Sabine, auch wenn mich die Martha hinschicken wollte. Ja wenn Ihr selbst hingehet, Martha, diese Nacht noch oder morgen oder wann es sein mag, so sollte man Euch nicht mehr in's Haus herein lassen. Ich mag von Euch nicht angesteckt sein". „Das sind schöne Reden in einem Pfarrhause, antwortete Martha. Ist es denn nicht eine der ersten Pflichten eines Seelsorgers, die Kranken zu besuchen, sie zu trösten und den Sterbenden beizustehen? Mußte ich nicht noch jüngst aus Gaberels Geschichte der Genfer Reformation die Stelle übersetzen von der Krankenpflege? Ist dort nicht erzählt, wie Calvins und Bezas Amtsgenossen in feierlichen Gebetstunden sich dem Tode weiheten, dann das Loos zogen, welche von ihnen den Spital der Pestkranken besuchen sollten, und wie jene Prediger sich für diesen Dienst anboten, sich zu demselben herbeidrängten und in ihm wetteiferten"? „Ich ließ jene Stelle übersetzen, erwiederte der Pfarrer, gerade um zu zeigen, wie sie damals der römischen Werkheiligkeit kaum entgangen, sogleich wieder in eine neue verfielen und auch in den alten Irrthum, den Ruhm und das erträumte Verdienst des Martyrerthums zu suchen. Auch waren damals die Verhältnisse ganz andere. Der römische Priester hatte den Sterbenden noch die letzte Oelung gebracht, die Seligsprechung der Kirche. Da erforderte schon die Klugheit, daß die reformirten Prediger sich hüteten, hierin das Vertrauen der Gemeinden nicht zu verlieren. Hat ja doch der mir auch noch in so manchen andern Din-

gen verhaßte, ja verwünschte Calvin den Kranken und Sterbenden das Abendmahl erlauben, also die alte, abergläubische Wegezehrung, das römische Viaticum beibehalten wollen. Ja, ja das wäre den Waldbrunnern eben recht, wenn ihnen nach einem leichtfertigen Leben noch die Absolution ans Sterbelager gebracht würde. Das hieße recht wieder den alten Aberglauben pflanzen; Unvernunft und Dummheit befestigen. Die Waldbrunner haben das nicht nöthig. Das Völklein ist leichtfertig; Leichtfertigkeit ist zum Unglauben geneigt und Unglauben springt alsobald in Aberglauben über. Ich habe daher aus Grundsätzen, um auch hierin die Leute an ein vernünftiges Denken zu gewöhnen, die Kranken und Sterbenden weniger besucht; ich möchte nicht mit einem Pfaffen verwechselt werden, der ihnen das Sterbesakrament bringt".

„Wir haben darüber schon öfter geredet; sagte Martha. Anderer Meinung bin ich noch nicht geworden. Es ist nicht einmal klug, die Kranken und Sterbenden nicht zu besuchen. Der katholische Geistliche in aller Welt thut es und muß es thun. Es gehört zu seinem Kirchendienst. Die Kirche schickt ihn mit ihrem Trost und Heil. Wenn daher die Waldbrunner sehen, wie in den benachbarten katholischen Ortschaften der Geistliche bei Tag und Nacht zu den Sterbenden eilt, so sagen sie: Ein reformirter Geistlicher hat es denn doch in allen Theilen viel bequemer, er hat nicht so viele Festtage und Gottesdienste, er muß nicht Beichte sitzen, er kann Kranke und Sterbende besuchen oder nicht; es giebt

reformirte Geistliche, sie haben eines sterbenden Gemeindegenossen wegen in ihrem ganzen Leben und während einer fünfzig- oder sechzigjährigen Amtsdauer nicht Eine einzige Stunde gewacht, sie sind eines Sterbenden wegen kein einziges Mal in ihrem ganzen Leben in der Nacht aufgestanden und haben nie einen nächtlichen Gang gemacht, auch nur eine Viertelstunde weit. Ich habe auch verständige und gar nicht übelwollende Waldbrunner schon so reden hören“.

„Das Sterbesakrament, erwiederte der Pfarrer, ist ein Aberglauben der krassesten Art. Und ich muß vermuthen, durch Sektirer verführt haben es diejenigen Waldbrunner, die frömmer sein wollen als andere Leute, ihren Sterbenden schon heimlich gereicht. Jüngst konnte ich nicht anders, ich mußte den sterbenden jüngeren Schulmeister noch besuchen. Er hatte zu viel getrunken und sich so eine schnelle Auszehrung zugezogen. Natürlich sprach ich ihm, wie er so da im Sterben lag, von seinem Laster der Trunksucht. Er aber hatte die Frechheit, mir zu sagen: „Laßt mich ruhig, Herr Pfarrer, ich bin mit meinem Gott versöhnt; ich habe ihm meine Sünden bekennt; ich bin der Gnade Jesu Christi gewiß, der auch für mich sein theures Blut vergossen hat“. So trotzig und unvernünftig fuhr er in seinen Sünden dahin. Der Pietist Peter aber, der mit seiner finstern Miene in der Sterbekammer stand, sagte: „Herr Pfarrer, der Heiland hat vom Kreuze auch diesem reuigen Sünder da zugerufen: Heute noch wirst Du bei mir im Paradiese sein“. Wahrscheinlich hatte dieser

Peter dem Sterbenden noch das Abendmahl gereicht. Denn es war Unruhe entstanden, als ich ins Haus getreten, und es wurde ein Schrank verschlossen in der Krankenstube, eben als ich die Stubenthüre öffnete. Die Bibel lag noch offen auf einem Tische unten am Bette des Sterbenden; und wie ich sah, war gerade die Stelle vom Abendmahl im ersten Briefe an die Korinther aufgeschlagen. Statt solchen Aberglauben bei Sterbenden und ihrer Umgebung zu nähren und dieses Aberglaubens wegen selber um Mitternacht zu wachen und jede Stunde der Nacht bereit zu sein und in der tiefsten Dunkelheit und bei jeder Witterung, in Sturm und Regen, in Winter und Kälte, durch Koth und Schnee oder über schlüpfriges Eis Nachtfahrten zu machen, ist es wol in der That besser, sich des gesunden Schlafes zu erfreuen, um nicht zu einem alten Nachtwerke, sondern zu einem neuen Tagwerke im Dienste des Lichtes, der Vernunft und der Freiheit zu erwachen. Was ein solches der Wissenschaft gewidmetes einzelnes Tagewerk und das Tagewerk des ganzen Lebens ist, das weiß freilich weder ein Waldbrunner zu beurtheilen noch auch mit seltenen Ausnahmen ein römischer Priester".

„Man kann auch hier, erlaubte sich Martha zu sagen, das eine thun und das andere nicht lassen, studiren und kuriren. Der Arzt muß auch beides. Die Seelsorge gehört doch auch zum Amte. Weide meine Lämmer, heißt nicht nur: studire die Natur der nützlichen und schädlichen Kräuter. Gehet hin! heißt es, wenn in alle Welt, so gewiß auch in alle Häuser".

„Diese Hausbesuchungen, erwiederte der Pfarrer, nützen auf der Welt nichts und sind nur Zeitverlust. Man trifft die Leute nicht einmal an: was arbeiten kann, ist auf dem Felde oder in den Fabriken der Stadt. Zu Hause sind nur die Unmündigen und Greise. Diese meinen, vor dem Pfarrer fromm reden zu müssen, kramen ihren alten Aberglauben aus, und sind doch nicht mehr zu belehren. Am liebsten ist ihnen aber der Pfarrer, der mit ihnen über Dorfgeschichten plaudert, ihr Geklatsch anhört und sie schon dadurch Kurzweil finden. Da ist ihnen denn der alle diese Dummheiten anhörende Pfarrer ein freundlicher und leutseliger und braver Seelsorger. Ich treibe wahrlich die bessere Seelsorge, wenn ich auf meinem Studirzimmer von früh bis spät der Wissenschaft lebe".

Sabine, die während der Pfarrer und Martha so lebhaft im Gespräch waren, sich das Essen wohl schmecken ließ, sagte endlich: „Die Leute sind mit Euch, Herr Pfarrer, recht wohl zufrieden, sie sagen: Ihr lasset sie doch in Ruhe und stürmet nicht viel in ihre Häuser und mischet Euch nicht in das, was in den Häusern vorgehe und einen Pfarrer nichts angehe; auch seiet Ihr nicht neugierig, was die Leute essen und trinken, noch weniger begehret Ihr selbst zuzusitzen und so für Eure Seele zu sorgen. Es gibt genug Pfarrer, die Hausbesuche machen, wenn die Leute Brot und Kuchen backen, oder ein Schwein schlachten und zum neuen Wein Würste essen oder sonst eine Mahlzeit halten in der Ernte, oder bei einer Taufe oder Hochzeit. Die Leute

sagen: Ihr seiet nicht einer dieser Schmarotzer; die Leute sind mit Euch zufrieden“.

„Ich höre, bemerkte dagegen Martha, oft das Gegentheil: Es seien gar viele Häuser im Dorfe, in welche der Pfarrer während seines dreißigjährigen hiesigen Aufenthaltes noch nie gekommen; er besuche selbst die Kranken und Sterbenden nicht, wenn man nicht nach ihm schicke und auch dann komme er nur selten. Und die Berghöfe habe er einzig im ersten Jahre seiner hiesigen Amtsführung besucht und seither gar nie mehr“.

Das hörte der Pfarrer nicht gern. Er sagte: „Es ist schon spät geworden“; nahm ein Licht, und gute Nacht wünschend ging er auf sein Zimmer.

„Das ist wieder recht dumm von Euch, Martha“, sagte Sabine, indem sie mit Gepolter ihren Stuhl an die Wand mehr warf als stellte und das Geschirr abtischte, daß es klirrte; „verflucht dumm. Dem alten Mann noch unruhige Gedanken zu machen gerade vor dem Schlafengehen. Er klagt ja ohnehin seit einiger Zeit über Schlaflosigkeit. Jetzt wird er wieder nicht einschlafen können oder früh wieder erwachen. Dann wird er läuten drei und vier Mal und auch die andern wecken“.

„Das aber wird Dich wenig kümmern, sagte Martha; Du bist ihm noch nie aufgestanden, Du schläfst ruhig fort und läßt mich nachsehen und so schlaf denn wohl.“

V.

Der Pfarrer hatte wirklich eine schlaflose Nacht. Die Cholera, die jahrelangen Versäumnisse der Hausbesuche, die Berghöfe, in welche er seit dreißig Jahren nie hinaufgestiegen, dazu neue Verdrießlichkeiten, die ihm die Gemeindevorsteher machten, da sie von ihm für dieses Jahr wieder eine höhere Beisteuer an die Kosten der Gemeindeverwaltung forderten, und die beleidigende Weise, mit welcher sein Gegner, der Gemeindammann Rauber, diese Steuer verlangte, dann die immer festere Entschiedenheit, wie ihm Martha entgegen trat und mahnte und warnte: das Alles ließ ihn nicht zum Einschlafen kommen. Die Luft dünkte ihn schwüler als selbst in der Hitze des Sommers. Er läutete mehr als Ein Mal und verlangte Zuckerwasser. Erst gegen Morgen fand er den Schlaf und war wider seine Gewohnheit nicht frühe an der Arbeit. Im Gegentheil er fühlte sich zu dieser gar nicht gestimmt, und ging im Obstgarten seines Pfarrgutes auf und ab, wo man ihn am Morgen sonst noch nie erblickt hatte und wo man ihn nur in der letzten Abendstunde gemächlich hin und her schreiten und seine Abendpfeife rauchen sah.

Jetzt blickte er nach dem Wetter, um das er sich sonst weniger bekümmerte, er schaute an den Himmel; der war gegen Süden klar; der Föhn hielt das Gebirg dort offen und die schnell aufgestiegenen Wolken des Morgennebels an die nördliche Bergreihe gedrückt. Das Wehen dieses Föhns war schwül und abspannend. Es

fühlte sich aber sonst die zwei oder drei Wochen her, seit die Cholera ins Land gekommen, etwas Unbehagliches und Drückendes in der Luft, das viele Leute schwitzen machte, auch wenn sie nicht arbeiteten. Der Pfarrer hatte das nicht wahrgenommen. Jetzt aber dünkte es ihn doch, es sei etwas Unheimliches in der Luft, und der Himmel habe eine ungewöhnliche gelbliche Färbung. Leute gingen am Pfarrgute vorbei; sie grüßten und er hinwieder, er wagte aber nicht zu fragen: ob die Cholera wirklich im Dorfe sei. Endlich trat aber jener Peter selber näher, den der Pfarrer einen Pietisten genannt, und sagte: »Ich habe Euch, Herr Pfarrer, so weit zurück ich denken mag, noch nie am Morgen schon spazieren sehen; denn Ihr seid ja immer an der Arbeit und hinter Euren Büchern. Aber jetzt wird es Euch eben auch hinausgetrieben haben. Ich merke, Ihr sehet Euch um, ob auch in der Luft Zeichen der Cholera seien. Denn die haben wir nun auch im Dorfe. Diese Nacht ist eine alte Frau daran gestorben."

„Die kann auch vor Altersschwäche gestorben sein", sagte der Pfarrer. »Nein nein, antwortete Peter, der Bezirksarzt hat sie besucht und erklärt: es sei die Cholera und man soll sich vor Verkältung hüten, mit Essen und Trinken sich nicht beschweren, die Stuben und Kammern fleißig durchlüften und übrigens suchen, einen gefaßten Muth zu haben". „Das wird das beste sein, sagte der Pfarrer; der Bezirksarzt wird aber auch gesagt haben, man habe sich vor Ansteckung zu hüten, man soll sich ohne Noth nicht in Gefahr begeben".

„Im Gegentheil, erwiederte Peter, der Arzt sagte im Gemeindehaus, wo viele Väter und Mütter um ihn standen: Wir sollen unerschrocken sein und einer dem andern helfen, die Erkrankten sollen wir suchen in Schweiß zu bringen und ihre Glieder, wenn sie ihnen erkalten, durch Reiben erwärmen. Es seien schon viele Eltern und Kinder, die den andern beigestanden, unangegriffen geblieben, und viele, die sich auf alle Art geschont und vorgesehen, haben doch dem schnellen Tod nicht entfliehen können. Es wäre gut, Herr Pfarrer, wenn Ihr jetzt überall im Dorfe herumginget und den Leuten Muth einspräch et und dafür sorgtet, daß sie nichts versäumen, was zur Pflege und Abwehr nöthig ist. Denn es ist zu befürchten, es bleibe nicht nur bei zwei oder drei Todesfällen. Ihr werdet es auch merken: es ist eine Choleraluft; auch sammelt sich da in unsern Bergen ein Gewitter, diese sind im Herbst sonst bei uns sehr selten; und es heißt, die Gewitterluft vermehre die Macht der Krankheit und während des Donnerns und Blitzens ergreife sie auch die Gesundesten unversehens, daß sie Knall und Fall jählings todt hinstürzen“.

Der Pfarrer schaute nicht ohne Aengstlichkeit in die schwarzen Wolken, die sich in den nächsten Bergen sammelten und sagte: „Wir wollen hoffen, das Gewitter, das sich allerdings zusammenzuziehen scheint, reinige und erfrische wieder die Luft. Denn eben dazu entstehen ja die Gewitter nach den Gesetzen der Natur, daß sie aus der Luft die schädlichen Dünste vertreiben, und die Erde

erschüttern, um Stockungen zu lösen, das Wachsthum zu fördern und Alles wieder zu verjüngen mit dem Thau und Feuer des Himmels; ein Gewitter ist eben die Feuertaufe". Peter antwortete: „Er machet seine Engel als Winde und seine Diener als Feuerflammen. Er schauet die Erde an, so bebet sie, und rühret die Berge an, so rauchen sie. Berge verschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher der ganzen Erde. Auch in unserm Land und in unserm Dorf mußten wir nur bei unserm Gedenken schon öfter sagen: Er schlug die Weinstöcke mit Hagel, die Obstbäume mit Schlossen; das Vieh gab er dem Hagel preis und die Heerden den Wetterstrahlen. Vor ihm her gehet Pestilenz, und Seuche fährt aus, wo er hintritt. Aber er wird auch erretten vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die am Mittag verderbet. Ich habe in diesen Tagen oft an diese Worte gedacht. Wenn ich höre, daß an andern Orten täglich so viele Leute sterben, ganze Züge von Särgen auf die Gottesäcker gebracht werden; und der Himmel ist immer klar und die Luft noch immer sommerwarm; aber die Leute sind still und auch in Feld und Wald ist alles lautlos wie im Grab und selber die Todtenglocke wird nicht mehr geläutet, um nicht den Schrecken noch größer zu machen: ja da sage ich in diesen Tagen oft: das ist die Seuche, die am Mittag verderbet. Aber du, Herr, bist meine Zuversicht. Es wird mir kein Uebel begegnen und keine Plage wird sich meiner Hütte nahen. Wohl dem Men-

schen, der seine Hoffnung setzet auf den Herrn, dessen Stärke der Herr ist".

„Ja das ist immer gut, sagte der Pfarrer, auf die Vorsehung vertrauen, die bei Allem die besten Absichten hat". Peter fuhr fort:

„Der Grund, darauf ich gründe
Ist Christus und sein Blut.

Man kann rechtes Vertrauen nicht haben, wenn man nicht abgewaschen und rein ist durch das Blut des Lammes. Doch das alles sollet Ihr besser wissen, Herr Pfarrer; Ihr sollet ja alle zu dem Arzte führen, der einzig heilen kann. Ich muß jetzt aufs Feld zu meinen Leuten, die schon an der Arbeit sind. Behüt Euch Gott, Herr Pfarrer". Dieser erwiederte das: „Behüt Euch Gott"! nur mit halber Stimme, denn daß Peter noch am Ende und mit Nachdruck sagte: »man muß gewaschen sein im Blute des Lammes« hatte des Pfarrers Zorn erregt; wie er denn diese und ähnliche Worte gar nicht hören konnte, ohne gegen Aberglauben und Unvernunft mit neuer Bitterkeit immer wieder loszubrechen.

Dieser Peter, dachte er, hat seinen Anhang, sie glauben seinen finstern und verrückten Meinungen eher als den heitersten Aussprüchen der Vernunft. Ich zweifle nicht, er wird nun seinen Gläubigen sogar predigen, die Cholera sei ein Gericht Gottes über die Welt, weil diese nicht an das Blut des Lammes glaubt.

Während der Pfarrer noch in solchen Gedanken den Obstgarten auf und abging, kam Martha mit der Nach-

richt: es sei ein Knabe da aus einem entlegneren Hause des Dorfes, die Cholera habe seinen Vater angegriffen und dieser verlange nach seinem Seelsorger. Der Pfarrer war verlegen. „Ihr müßt sogleich gehen, sagte Martha; die Krankheit macht oft sehr schnell; der Kranke hat eine zahlreiche Haushaltung, noch mehrere unerzogene Kinder; er hat Euch wol noch Etwas aufzutragen; er wird Trost bedürfen und nicht minder seine Frau und seine Kinder". Der Pfarrer ging in seine Wohnung zurück, noch unschlüssig, ob er dem Rufe zum Kranken folgen wolle oder nicht. „Ich wartete noch bis nach dem Mittagessen, sagte Sabine. Es soll minder ansteckend sein, wenn man bei solchen Krankenbesuchen etwas im Magen habe. Zudem seht Ihr ja, ist ein Gewitter im Anzug". „Das soll Euch nicht abhalten, fuhr Martha fort; trinkt noch ein Glas Wein und dann geht in Gottes Namen. Wenn Ihr jetzt zeigt, daß Ihr Euch nicht fürchtet und Euch der Kranken annehmet, könnet Ihr viele Versäumnisse im Hausbesuch wieder gut machen. Die Leute werden jetzt die Furchtlosigkeit und Hingebung doppelt hoch anrechnen". „Ich ginge nicht, sagte Sabine nochmals; es donnert ja schon, es fallen schon Tropfen; wartet doch nur; Ihr könnt immer noch früh genug kommen". „Die Hauptsache ist, bemerkte endlich der Pfarrer, ob der Kranke noch bei Besinnung ist oder nicht. Wäre er bereits bewußtlos, so könnte ich ja nicht mehr mit ihm reden und auch er mir keinerlei Auftrag geben. Und den Aberglauben möchte ich auch jetzt nicht unterstützen, daß sie meinten, der

Kranke wäre selig gestorben, weil der Pfarrer noch bei ihm gewesen und der habe mit ihm gebetet, während der Sterbende bereits nichts mehr gehört". „Und gehet Ihr zu Einem, fuhr Sabine fort, müßt Ihr zu allen Andern gehen; dann bringt Ihr die Krankheit ins Haus; doch vorher verlasse ich dann meinen Dienst; ich wollte doch ein Narr sein und eines einfältigen Hausbesuchs wegen, der auf der Welt nichts nützt, todtkrank werden, Schmerzen ausstehen und gar das Leben verlieren. Aber sehet, Ihr habt keine Wahl mehr, das Gewitter bricht los und bis Nachmittags werdet Ihr jetzt jedenfalls warten müssen".

Der Pfarrer wartete und aß zu Mittag, obgleich das Gewitter schon früher schnell vorübergegangen war. Bald nach dem Mittagessen kam die Nachricht, der Hausvater sei gestorben. Martha erkundigte sich, ob er bis ans Ende seiner bewußt geblieben sei? Ja, hieß es und er habe noch öfter nach dem Pfarrer sehnlichst verlangt. „Ihr müßt jetzt durchaus zur Wittwe, sagte Martha zum Pfarrer, Ihr müßt sie und die Kinder trösten; Ihr müßt auch, gerufen oder nicht gerufen, die andern Cholerakranken besuchen. Sonst nimmt dieses Zaudern und diese Pflichtversäumniß kein gutes Ende". „Du bist nicht mein Vorgesetzter, erwiederte der Pfarrer unwillig, und ich werde mich besinnen". Sabine bestärkte ihn: „Ihr habt ganz recht; am Ende schreibt Euch Martha noch vor, was Ihr am Sonntag predigen sollt. Ihr werdet jetzt sonst mehr zu thun bekommen wegen der Leichengebete. Aber davon einen

Theil, einmal den der Armen, überließ ich dem Sigrist oder Schulmeister zu halten. Man wird doch nicht verlangen, daß der Pfarrer alle Tage in die Kirche gehe und sich krank bete“.

„Das sind doch gottlose Reden, sagte Martha; viel eher als die Krankenbesuche könnten solche Lästerungen die Cholera oder andres Unglück über ein Haus und zumal über ein Pfarrhaus bringen“.

Der Pfarrer bemerkte Nachmittags, die Straßen seien noch gar zu naß; auch fühle er sich etwas unwohl und er blieb zu Hause.

VI.

Tags drauf aber schrieb ihm sein Freund, der Schulrath Kleiner aus der Stadt: „Es ist im hiesigen Tagblatt über Sie eine böswillige Mittheilung erschienen; Sie besuchen überhaupt die Kranken nicht und dringend gebeten zu den von der Seuche Ergriffenen, seien Sie doch nicht zu diesen gekommen. Daß Sie den Aberglauben nicht fördern wollen, als könne man ohne den Pfarrer nicht selig sterben, begreife ich gar wohl und billige ich ganz und gar. Aber wie ich höre, kommt diese Einsendung ins Tagblatt von Ihrem Gemeindammann Rauber, welcher sucht, die Bürger gegen Sie zu erregen, und welcher auch, wie ich vernommen, bei der Regierung über Sie geklagt, Sie als altersschwach dargestellt und begehrt hat, daß man Ihnen einen Vikar

ordne. Daß Sie nicht altersschwach seien, sondern an Leibes- und Geisteskräften noch ein ganzer Mann, darüber habe ich mich gehörigen Orts mit Nachdruck und unter Vorlegung einiger Ihrer letzten wissenschaftlichen Arbeiten ausgesprochen. Aber es ist doch gut, Sie besuchen jetzt, freilich mit der größten Vorsicht für Ihre eigene Gesundheit, hin und wieder einen Cholerakranken. Hier und in der Umgegend ist die Krankheit im Abnehmen und so wollen wir hoffen, auch in Ihrer Gemeinde mehren sich die Krankheitsfälle nicht weiter".

Es kam so; die Seuche schwand sehr bald gänzlich, aber nicht so die gegen den Pfarrer entstandene Unzufriedenheit.

Es kam in den schlaflosen Nächten, die nun folgten, ihm selbst in den Sinn, er müsse suchen, Versäumtes wieder einzuholen, er wolle nun alle Haushaltungen besuchen und mit den entferntesten, mit denen auf den Berghöfen, den Anfang machen.

Er bestellte daher den Sigrist auf den ersten schönen Tag zum Begleiter auf die Berghöfe. Er kleidete sich sonntäglich, und machte sich auf den Weg. Bei seinem Fortgehen sagte Sabine: „Ihr geht nur der Martha wegen, damit sie Euch die Berghöfe nicht immer wieder vorhalte. Ob Ihr dort hin gehet oder nicht; die Leute bleiben dieselben; sie sind ja, ohne daß Ihr sie besuchtet, dennoch fleißiger in die Kirche gekommen als die Waldbrunner; sie wissen wohl, daß die Leute zum Prediger kommen müssen und daß der Pfarrer nicht in alle Häuser herumlaufen kann, um jedem besonders zu

predigen. Ich wäre ruhig zu Hause geblieben, nur um zu zeigen, daß ich mich nicht meistern lasse«.

„Der Gang wird mir wohl thun, bemerkte der Pfarrer; und einen Ferientag darf ich mir wohl einmal erlauben«. »Möge er Euch erfrischen, sagte Martha; Bewegung ist Euch nöthig und wird Euch wieder zu einem bessern Schlaf verhelfen«.

Als der Pfarrer und der Sigrist über den Kirchhof neben den frischen Gräbern der an der Cholera Verstorbenen vorbei gingen, sagte der Pfarrer: „Wir wollen hoffen, Sigrist, Ihr habet für Cholerakranke das letzte Grab gemacht". „Ich gönne jedem das Leben gerne, antwortete der Sigrist; unsereiner aber lebt eben auch vom Sterben, und ein paar Cholerawochen sind für die Sigristen, wenn sie selber gesund bleiben, grade nicht die schlimmste Zeit«. »Man sollte nicht so eigennützig sein, sagte der Pfarrer, und in der allgemeinen Noth nicht so nur an sich denken«. Der Sigrist antwortete: »Das thun nicht nur die Sigristen, auch die Pfarrer nehmen selber in der Cholerazeit für ihre Leichengebete die Gebühren. Es betet eben jeder ums tägliche Brot, der auf und der unter der Kanzel, der Arzt welcher den Kranken zum Tod verhilft, und der Schreiner, der ihnen den Sarg macht«. »Nun, nun, sagte der Pfarrer, wir wollen dem ganzen Dorfe gute Gesundheit, den noch krank Liegenden baldige Genesung wünschen, dem Schreiner, daß er fürder mehr Brautbetten und Wiegen zu machen habe denn Särge, und den Sigristen, daß sie recht oft zu Hochzeiten und Tau-

fen zu läuten haben". „Das ist ein rechtschaffener Wunsch, Herr Pfarrer, antwortete der Sigrist, und so wünsche auch ich, daß ich noch lange zur Kirche läuten möge und daß Ihr noch lange so gesund und frisch, wie Ihr das seit so vielen Jahren konntet, die Kanzel besteigen möget". „Es ist wahr, erwiederte der Pfarrer, so vorgerückt ich an Jahren bin, ich fühle mich im geringsten nicht gealtert, ich kann den ganzen Tag arbeiten, noch besser als in meinen jüngern Jahren; alle meine Sinne sind noch gesund; und da man aus der Gegenwart mit einiger Sicherheit auf die Zukunft schließen kann, darf ich fast zuversichtlich hoffen, ich werde noch mehrere Jahre den Dienst an dieser Kirche versehen können". „Menschlichem Ansehen nach könnet Ihr das auch", sagte der Sigrist.

Wie die Beiden dann durchs Dorf und darnach durch die Felder gingen, machten die Leute mancherlei Bemerkungen. „Es muß etwas Außerordentliches vorgefallen sein, sagten die einen, daß der Pfarrer schon so frühe durchs Dorf geht und zwar im Sonntagsrock; er wird wol irgendwohin ausreisen zu einem Freund oder zu einem Pfarrerverein, bemerkten die andern". „Der Pfarrer ist gesund und munter, wurde weiter gesagt; die Cholera hat ihm wenig Sorgen gemacht". „Er ist ein Greis von seltner Rüstigkeit; sagten andre freundlicher; wie fest und aufrecht er noch geht, noch immer derselbe stattliche Mann; die langen weißen Haare bei seiner gesunden Gesichtsfarbe lassen ihn gar nicht älter scheinen". Viele grüßten ihn freundlich, besonders Töch-

ter und Frauen, die er confirmirt hatte, und Eltern, deren Kinder gerade jetzt bei ihm in die Unterweisung gingen. Auch er grüßte Jedermann leutselig, nannte Jeden mit Namen und wußte im Vorübergehn etwas passendes zu sagen und zu fragen. „Es ist nur Schade, wurde bemerkt, wenn er vorüber war, daß er nicht mehr zu den Leuten kommt und daß er ein so gelehrter Herr ist, der die ganze Woche nur hinter seinen Büchern sitzt".

Es war wieder ein warmer Tag. Als es dann den Berg hinauf ging, wurde es dem Pfarrer auf dem jähen und holprigen Weg durch die enge Schlucht hinauf immer heißer. „Ziehet den Rock aus, sagte der Sigrist, ich will ihn Euch tragen". „Ich würde mich erkälten, meinte der Pfarrer; die Luft zieht etwas frisch die Schlucht herunter. Erkältungen sind in der Cholerazeit doppelt gefährlich; dagegen ist der Schweiß gesund. Auf den Höfen setze ich mich dann an den ersten besten Ofen; die Leute dörren jetzt ihr Obst und da finden wir schon warme Oefen".

Der Weg wurde noch steiler und steiniger; er hatte tiefe Gleise und es war stete Vorsicht nöthig, nicht in dieselben hinunterzutreten und etwa einen Fuß zu verrenken. „Es ist unbegreiflich, sagte der Pfarrer, daß die Berghöfe nicht eine bessere Straße machen". „Das kommt daher, antwortete der Sigrist, die Waldbrunner brauchen diesen Weg so viel oder noch mehr als die Berghöfe; wir müssen aus dem Dorf in den Wald und in die Bergmatten hinauf; da sagen die auf den Höfen: ihr Waldbrunner müßt den Weg machen; und wir

wollen, daß sie straßen". „Und so plaget Ihr Euch selber, sagte der Pfarrer und plaget Euer Vieh und verderbet Eure Wagen, statt daß Ihr mit vereinten Kräften das gemeinsame Uebel beseitigen solltet und könntet". „Ihr habt wol Recht, sagte der Sigrist; aber es bleibt eben mancher in der Welt im alten und tiefen Gleis".

Der Pfarrer ging langsamer; er spürte, daß er lange nicht mehr gestiegen. Er athmete schwer; sein Herz pochte sichtbar. Er mußte öfter stille stehen. „Ich bin doch früher leicht durch unsre Berge gegangen, sagte er, aber freilich selten oder nie einen so abscheulichen Weg". „Nicht einzig der Weg macht Euch keuchen, erwiederte der Sigrist; Ihr traget eben eine Bürde; Eure 76 oder 77 Jahre merket Ihr auf dem ebenen Stubenboden Eures Studirzimmers oder in Eurem Lehnsessel nicht so sehr; hier aber müßt Ihr sie den Berg hinauf tragen, da ziehen sie an". „Ich habe sonst einen festen Willen, bemerkte der Pfarrer, und ich habe schon ganz andre Hindernisse überstiegen, und auch diese Schwierigkeit muß überwunden sein, so halsbrechend der Weg ist; er und nur er macht mir so warm, von einer Last meiner Jahre verspüre ich gar nichts, und mein Wille ist noch fester als nie". „Es heißt überall, antwortete der Sigrist, Gottes Gewalt vorbehalten, und überall heißt es am Ende: bis hieher und nicht weiter".

„Hilf"! schrie der Pfarrer und lag schon hingestürzt. Er hatte einen Mißtritt in eines der tiefen Geleise gethan, fiel auf den linken Arm und schlug den Kopf an

das steinige Bord. Der Sigrist suchte ihn aufzurichten; aber der Pfarrer lag regungslos in einer Ohnmacht. Ein Wässerlein rann in der Nähe. Der Sigrist näßte darin das weiße Taschentuch, mit dem sich der Pfarrer die Stirne getröcknet, und wusch ihm die Schläfe und drückte das Tuch aus wiederholt ihm über den Kopf. Endlich kam der Daliegende wieder zu sich selber und konnte nach einer Weile mit Hülfe des Begleiters sich aufrichten und zuletzt stehen. Er war aber todesblaß und zitterte und an der linken Seite des Gesichtes war er verwundet und blutete.

„Sitzet noch etwas am Borde ab, sagte der Sigrist; und erholet Euch; wir wollen dann langsam wieder zurück". „Nein, nein, rief der Pfarrer, vorwärts, hinauf, ich habe einen festen Willen, ein Burzelbaum, der jedem begegnen kann, soll meinen Vorsatz nicht brechen". Umsonst suchte der Sigrist ihn zur Rückkehr zu bewegen. „Ihr seid blaß, sagte er, Ihr zittert noch immer, Ihr athmet schwer, das neue Steigen wird Euch das Herzklopfen noch vermehren, Ihr könntet noch einmal stürzen". „Es hilft jetzt Alles nichts, fuhr der Pfarrer fort, ich will heute ohne anders auf die Berghöfe". „So will ich Euch führen, sagte der Sigrist und wollte ihm den linken Arm unter seinen rechten nehmen. Der Pfarrer stieß einen Schmerzensschrei aus: „Rühret mich nicht an auf der linken Seite, ich bin da wahrscheinlich gequetscht". Der Sigrist wollte nachsehen, ihm den Rock ausziehen und den Arm waschen. Der Pfarrer gab es nicht zu, den Arm ließ er hangen, denn biegen konnte

er ihn nicht, um ihn in eine Schlinge zu legen. Er ließ sich nun rechts führen und kam endlich, nachdem er noch einige Male hatte absitzen müssen, auf die Höhe. Der Sigrist begleitete ihn bis zu den Häusern; dann verließ er ihn und ging eigenen Geschäften nach.

VII.

Der Pfarrer aber trat sogleich ins erste Haus; denn er hatte im Sinn, alle die sieben Höfe des Berges, welche zu seiner Gemeinde gehörten, zu besuchen. In diesem ersten Hause wohnte die Großmutter Salome mit dem Tochtermann und seinen Kindern; die Mutter war gestorben. Die Leute empfingen ihn freundlich, aber nicht ohne Verwunderung. „Das ist wol eine Aenderung vor Eurem Tode, sagte die Großmutter, daß Ihr uns besucht. Aber besser Ein Mal als gar nie". Der Pfarrer antwortete: „Ihr habet nicht nöthig, Ihr Leute auf den Höfen da, daß der Pfarrer zu Euch komme und Euch an Schul- und Kirchenbesuch mahne, Ihr seid immer die ersten und die zahlreichsten in der Kirche, und Eure Kinder mangeln selten oder nie in den Unterweisungen, was um so mehr zu rühmen, da Ihr einen so mühsamen, ja gefährlichen Kirchen- und Schulweg habt. Daß Ihr den nicht bessert? auch Eurer Kinder wegen?" „Es ist schon lange davon die Rede, erwiederte der Hausvater; es wird wol einmal geschehen müssen; indessen sind wir noch immer hin und hergekommen; wir

achten uns der Steine wenig". „Desto schwerer wird es uns Alten, fuhr die Großmutter fort, zur Kirche zu gehen, so oft, als wir wünschen. Ach Ihr glaubet nicht, Herr Pfarrer, was das traurig ist, an einer heiligen Weihnacht zu Hause bleiben zu müssen und nicht zu des Herren Nachtmahl gehen zu können, oder wenn zur Passionszeit noch Eis und Schnee den Weg füllt, oder es dann noch sonst Unwetter macht, und man da selber an einem hohen Donnerstag oder an einem Charfreitag oder am heiligen Osterfest nicht vor den Herren kommen, nicht in der Gemeinde ihn rühmen und preisen und nicht an seinem Tisch des Herren Leib und Blut empfangen kann. Ach lieber Gott, wie einsam sitzen wir alten Leute dann da oben; und alles andre Volk konnte zur Kirche gehen und den Kelch trinken. Ihr glaubet nicht, Herr Pfarrer, was für traurige und wehmüthige Tage dann gerade die Festzeiten für uns sind". Der Pfarrer antwortete: „Liebe Großmutter, Ihr könnet dann in Eurer stillen Einsamkeit nur um so ungestörter und andächtiger sein; Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten; er wohnt auch nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht; auch habet Ihr ja das Evangelium, darin ist der rechte Trank und das Brot des Lebens".

„Wenn ich aber nun dasitze, sagte die Großmutter, und lese und lese, das heißt eben nicht zum Herren selber gehen und ihm nachgehen und vor ihm erscheinen, das ist nicht des Herren Tisch, da kann man nicht fin-

gen mit der Gemeinde, wie der Psalmist singt: Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut? Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herren Namen predigen. Ich will dem Herren meine Gelübde bezahlen vor allem seinem Volk. Da höre ich nicht, nachdem ich des Herren Leib und Blut empfangen, aus seines Dieners Mund: Lobe den Herren meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen, der Dir alle Deine Sünde vergiebt und heilet alle Deine Gebrechen; der Dein Leben vom Tod erlöset und Dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit".

Der Pfarrer antwortete: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes ausgehet".

„Das verstehe ich wohl, sagte die Großmutter; aber unser Herr sagt ja deutlich: Nehmet, esset; und trinket Alle daraus. Er gab uns nicht nur das Wort, sondern auch das Sakrament. Wenn ich schon lange ans Brot denke, das stillet mir den Hunger nicht. Der Schnee auf den Bäumen zur Weihnachtszeit ist eben nicht das Frühlingsblust, und das Denken ans Blust giebt mir nicht die Erquickung eines Maiensonntags. Ich habe es oft von meinen Großeltern gehört, es sei vor hundert Jahren ein frommer Vikar in unsrer Gemeinde gewesen, der sei zu allen Festzeiten auf die Berghöfe heraufgekommen und habe gepredigt hier in dieser Stube, weil es die größte ist auf den Höfen; und den alten Leuten habe er das Nachtmahl ausgetheilt. Bisweilen habe er am heiligen Himmelfahrts- oder am Pfingstfeste auf der

Matte da draußen unter den blühenden Bäumen noch eine Abendpredigt gehalten; und sei dann das ganze Dorf Waldbrunn heraufgekommen und aus der Umgegend noch viele Leute und selber die aus den katholischen Dörfern. Und das seien dann ganz andere Festtage gewesen, als wie sie jetzt geschändet werden, da zu Weihnächten, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten alle Wirthshäuser erfüllt sind von Mannen und Weibern, Söhnen und Töchtern, ihre wüsten Lieder durchs Dorf tönen oder im Sommer ihr Kegelspiel oder ihr Schießen und Trommeln und Trompeten. Sie wandeln nicht nach meinen Geboten, spricht der Prophet, und meine Sabbathe entheiligen sie".

„Gegen diesen Unfug in den Wirthshäusern an den Sonn- und Festtagen habe ich immer geeifert, sagte der Pfarrer, und werde ich eifern, so lange ich predigen kann; aber es hilft nicht viel, weil der Prediger von der Polizei nicht unterstützt ist". „Da soll der Pfarrer zuerst den Regenten predigen, fuhr die Großmutter fort, daß sie den Fuß nicht vom Sabbath kehren, wie der Prophet spricht; daß sie das Heilige des Herren ehrenwerth halten". „Ich ließ es, sagte der Pfarrer, an Mahnungen, ja Strafreden zunächst gegen unsre Gemeindevorsteher zu Waldbrunn nicht mangeln. Aber da hilft Alles nicht. Ihr kennet unsern Ammann Rauber; er selber ist ein Säufer. Er erlaubt dem jungen Volk allen Unfug, nur um von ihm wieder zum Ammann gewählt zu werden. Das ist das Unglück der Zeit, und es wird noch wachsen, daß die unerfahrenen und leicht-

fertigen jungen Leute in einer Gemeinde mitsammt den alten Lumpen und einigen herrschsüchtigen Dorfvögten in jeder Gemeindeversammlung die Mehrheit sind und auch das Verderblichste und Verkehrteste durchsetzen. Es ist da auch wie der Prophet sagt: Kindische sollen über sie herrschen; und das Volk wird Bedrückung treiben, Einer über den andern und ein Jeglicher über seinen Nächsten; der Knabe wird stolz thun wider den Alten uud der Geringe wider den Geehrten".

„Da habt Ihr Recht, Herr Pfarrer, sagte die Großmutter. Das hat mir an Euren Unterweisungen gefallen, daß Ihr nach dem Gesetz die Jugend anhaltet, die Alten zu ehren. Wenn sie's nicht mehr thut, so wird es ihr eben auch nicht mehr wohl ergehen auf Erden. Zwar wollten unsre jungen Leute auch schon gegen mich aufbegehren; aber das leide ich nicht; da brauche ich das scharfe Wort der heiligen Schrift: Wer Vater und Mutter fluchet, der soll des Todes sterben: deß Leuchte wird verlöschen mitten in der Finsterniß. Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen. Ich habe daher auch immer noch das Heft in der Hand behalten. Und ich verwalte noch immer mein Vermögen und regiere mein Haus. Ich möchte nicht abhängig sein von meinen Kindern. Sie sind zwar recht gegen mich; ich könnte nicht klagen; aber ich sehe an alten Nachbarn und Nachbarinnen, die ihr Vermögen ihren Kindern unbedingt herausgegeben, daß es den Alten übel bekommen. Sie haben im

Hause gar nichts mehr zu bedeuten; sie gehen schon vor ihrem Ende wie Gespenster um, man tritt ihnen aus dem Weg, sie werden bald zur Ueberlast; man mag ihren Tod nicht erwarten und zuletzt heißt es: Gott hat uns endlich von den alten Leuten und ihrem ewigen kummern, klagen und jammern erlöst". „Das würde Euch doch nie begegnen, Großmutter, sagte der Hausvater, ihr Tochtermann, weder von mir noch von meinen Kindern". „Das weiß ich wohl, antwortete die Großmutter; aber danke Du Gott, daß er mich noch immer aufrecht erhält und daß Du nicht nöthig hast, Deinen Kindern eine Stiefmutter zu suchen. Was machen denn unsre Kinder in der Schule, Herr Pfarrer, und wie hält sich unsre zweitälteste Tochter die Verena, die auf Ostern soll unterwiesen werden, lernt es brav in der Unterweisung"? „Sie ist eine gar aufmerksame Schülerin, sagte der Pfarrer und den Unterricht schreibt sie gar sorgfältig ab". „Es schreibt mir nur zu viel, fuhr die Großmutter fort, und ich will es Euch nur sagen, Herr Pfarrer, nehmet mir das nicht übel, das gefällt mir nicht, daß die Kinder so viel schreiben müssen und daß sie so wenig auswendig lernen weder aus der heiligen Schrift, noch aus dem Liederbuch; einen Katechismus haben sie gar nicht. Ihr habet aber eben den Heidelberger Katechismus nie gebraucht; Ihr habt sogar gegen ihn gepredigt und das hat mir, als ich noch in die Kirche gehen konnte, jedes Mal wehe gethan; denn der Heidelberger Katechismus ist ja ein gutes Buch und ist ja ganz und gar die Lehre der hei-

ligen Schrift, wie es denn ja auch heißt: Kurzer Unterricht christlicher Lehre. Ich kann ihn jetzt noch ganz auswendig, alle 193 Fragen und Antworten nebst allen Zeugnissen. Ich sage oft an Sonntagsnachmittagen, wo ich sonst in die Kinderlehre gegangen, eine Frage auf, und da ist mir, ich sei wieder jung; und ich erbaue mich immer von neuem an den so kräftigen lehr- und trostreichen Antworten. Da die Kinder den Katechismus noch auswendig lernen mußten, da herrschte noch Ein Glaube bei Alten und Jungen; die Eltern konnten die Kinder selber unterrichten und behören und dafür sorgen, daß die Kinder in der Kinderlehre wohl bestanden und der Haushaltung Ehre machten. Jetzt ist das Alles nicht mehr möglich. Das Kind dünkt sich weiser als die Mutter, weil es seinen Religionsunterricht selber schreibt, und die Mutter davon nichts versteht. Der Heidelberger Katechismus war und ist ein heiliges Buch. Aber die Schrift, die das Kind schreibt und mit vielen Fehlern schreibt, die ihm nicht einmal alle nachgewiesen und verbessert werden können, diese meist so besudelte Schrift ist ihm kein heiliges Buch. Und doch bildet sich das dumme Kind viel ein auf sein Geschreibsel und verachtet drüber seine Mutter und seine Bibel und sein Liederbuch und verderbt viel, gar viel Zeit mit diesem Abschreiben oft in die Nacht hinein und kann doch nichts Rechtes auswendig, nichts von dem, das der einzige Trost im Leben und im Sterben ist. Und darum ist die Jugend viel ungehorsamer als früher; so viel Ihr selber Gehorsam prediget, Herr Pfarrer; ohne es zu wollen,

macht Ihr selbst die Jugend übermüthig durch Eure Unterweisung. Nichts für ungut".

Der Pfarrer war etwas betroffen. Er konnte sich nicht sagen, daß die Großmutter in allen Theilen Unrecht habe. Er war auf diese Nachtheile eines abgeschriebenen Religionsunterrichtes noch nie so aufmerksam gemacht worden und zwar wie jetzt aus dem Munde der Erfahrung. Er hatte selbst schon viel über Pädagogik geschrieben und hielt sich für einen Kenner des Schulwesens; aber daß man auch durch die beste Sittenlehre der Vernunft die heilige Schrift nicht ersetzen könne, das sah er nicht im geringsten ein. Er antwortete: „Man kann nicht immer beim Alten stehen bleiben, liebe Frau; die Welt geht vorwärts. Die Jugend hat noch viel Anderes und ebenso nothwendiges zu lernen als den Katechismus und schon deßwegen muß der Religionsunterricht einfacher und naturgemäßer sein". „Ihr spaßet, Herr Pfarrer, sagte die Großmutter. Einfacher ist ja nichts als das Wort unsers Herrn und es bleibt ewig dasselbe. Die Worte auch der Weisesten sind gegen Gottes Wort nur Wind und Spreuer. Die Gelehrten sind oft eitel und heißen ihre Meinungen Weisheit. Gottes Weg ist ohne Wandel. Die Rede des Herrn ist durchläutert. Da ist nichts zu bessern, zu mehren oder zu mindern. Das ist vielleicht den Klugen und Weisen verborgen, aber den Unmündigen ist es geoffenbaret. Das tägliche Brot der Seele bleibt dasselbe, wie das tägliche Brot des Leibes und das wächst nach derselben Ordnung wie von Anfang. Da wird die Welt ewig

beim Alten verbleiben, wie es ja heißt: Forthin so lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht".

„Aber, antwortete der Pfarrer, Ihr habt ja doch selber auf Euern Feldern neue Futterkräuter, die Ihr in Eurer Jugend nicht kanntet, und gegen die Ihr auch eine Zeitlang ein Vorurtheil hattet". „Das ist wahr, sagte die Großmutter; der Landmann ist bedächtig und an das, was noch nicht bewährt ist, will er nicht Zeit und Mühe verlieren, und das Gewisse nicht mit dem Ungewissen vertauschen. Aber auch die neuen Futterkräuter sind ja nicht erst in unsrer Zeit erschaffen, sie sind auch vom Anfang der Welt her, da die Erde aufgehen ließ Gras und Kraut, sie waren aus andern Ländern nur noch nicht in unser Land gebracht. Es ist damit wie mit einem Theil der heiligen Schrift, den man früher weniger gelesen oder gar nicht beachtet und den man jetzt mit Nutzen liest. Es ist aber nicht ein neues Buch, wie Ihr meinet, daß man solche auch im Religionsunterricht machen müsse, weil doch die Welt vorwärts schreite. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Die Welt aber liegt im Argen. Ihr selber beklagt ja die Sonntagsentheiligung und wollet darin nicht mit der Welt vorwärts gehen. Vielmehr muß man immer wieder auf Gottes Wort zurückkommen".

Indessen hatte die Enkelin der Großmutter, die Verena, für den Herren Pfarrer, der fast nie Wein

trank, den Kaffee gekocht und brachte ihn herein. Und der Pfarrer fing nun an, mit der Tochter zu reden, ermahnte sie, Gott zu danken, daß er ihr eine so gute Großmutter gegeben, für die Erhaltung derselben zu beten, ihr ja in allen Dingen zu folgen, um ihre und des Hauses Ehre und Freude zu sein. Er sprach dies im Tone der Herzlichkeit, so theilnehmend, freundlich und väterlich, daß die Großmutter Freude dran hatte. Als Verena wieder aus der Stube und an die Arbeit gegangen war, sagte die Großmutter: „Ich sehe, Herr Pfarrer, Ihr meinet es recht gut mit den Kindern; ich kann es drum gar nicht begreifen, daß Ihr sie nicht den Heidelberger Katechismus lernen lasset".

Dem Pfarrer war sein Schlagwort auf der Lippe: er macht die Leute dumm. Allein die Frau vor ihm bewies ihm das Gegentheil. Er sagte daher: „Es freut mich, daß Ihr mir zutrauet, ich meine es mit der Jugend wohl; es ist auch so. Ich unterweise sie nach meiner Ueberzeugung; denn sonst wäre ich unwahr, und der Unterricht eines Heuchlers könnte auch nicht gesegnet sein". „Das ist wohl wahr, sagte die Großmutter; aber es ist traurig, wenn die Pfarrer nicht mehr einig mit der Bibel sind und über sie hinaus wollen. Ihr wisset ja, was Paulus denen sagt, die ein anderes Evangelium predigen möchten, so es doch kein anderes ist. Und so kann ich nicht anders, als Gott zu bitten, Er möge Euch erleuchten".

Indessen war es der Großmutter aufgefallen, daß während der Pfarrer den Kaffee trank, er, um das Brot

zu zerschneiden, sich nicht seiner linken Hand mit bediente, sondern das Brot auf den Tisch gelegt, es mit der Rechten zerstückelte. Die Großmutter sagte: „Ihr scheint Schmerzen im linken Arme zu haben, daß Ihr ihn nicht bewegt; habt Ihr etwa die Gicht in demselben oder etwas der Art?“ Der Pfarrer erzählte nun, wie er im Heraufsteigen hingestürzt sei. „Aber, sagte die Großmutter, warum habt Ihr das doch nicht auf der Stelle gesagt, daß wir Euch sogleich hätten waschen und Umschläge machen können. Geschwind laßt es doch alsobald geschehen“! „Nein, sagte der Pfarrer; ich will jetzt heim und dann um so eher wieder kommen; ich wollte zwar heute die andern Höfe auch noch besuchen; aber ich spüre, es ist doch besser, daß ich wieder umkehre“.

Die Großmutter war ihm nun näher getreten und sagte: „Ich sehe erst jetzt, denn meine Augen nehmen ab; erst jetzt sehe ich, daß Ihr auch auf der linken Seite des Gesichtes und an der linken Schläfe verletzt seid und unterronnenes Blut habt. Auch ist Euch der Arm offenbar geschwollen. Lasset Euch doch noch etwas helfen; wir haben allerlei gute Hausmittel“. Der Pfarrer weigerte sich. Er hatte Scheu, selber nachzusehen oder nachsehen zu lassen, was für einen Schaden er genommen. Daß es nicht bloß eine äußere Hautverletzung sei, spürte er aus den zunehmenden Schmerzen. Wie er sie bisher überwunden und mit einer gewissen Heiterkeit das Gespräch geführt, damit bewies er allerdings die ungemeine Stärke seines Willens.

Er nahm Abschied. Die Großmutter sagte: »Wir sind beide schon hochbetagt; ich komme schwerlich mehr zur Kirche hinunter, als wenn sie mich neben die Kirche in unser letztes Wohnhaus bringen. Ich wünsche, daß Euch Euer Arm bald geheilet sei, und daß Ihr bald wieder zu uns heraufkommen könnet. In unserm Alter darf man nichts mehr verschieben. Lasset Euch unsre Verena recht empfohlen sein. Der Heiland gebe Euch die Gnade, ihm seine Kinder zuzuführen. Wir selber können ja nichts besseres wünschen, als bald zu ihm zu kommen«. »Ja, sagte der Pfarrer, wir sollen alle Kinder des Lichtes werden«. »Und, setzte die Großmutter noch hinzu, wandeln im Lichte, wie Er im Lichte ist".

Der Sigrist war gerufen worden. Und den Berg hinunter ließ sich von ihm der Pfarrer gerne führen. Er mußte öfter absitzen. Die Schmerzen wuchsen und die Folgen der starken Erschütterung durch den Fall spürte der Pfarrer mehr und mehr; er ging immer langsamer und konnte nur mit äußerster Anstrengung das Pfarrhaus erreichen.

Als sie an der Kirche vorbei gingen, sagte der Sigrist: »Ihr werdet am Sonntag kaum predigen können". „Warum nicht, antwortete der Pfarrer, über Nacht wird Alles gut; ich werde wohl schlafen, denn ich bin müde genug«.

Martha sah ihn mühselig daherkommen und ging ihm erschrocken entgegen. »Es ist nur ein unbedeutender Unfall, sagte der Pfarrer. Siehe wieder ein sauberes Müsterchen des Verstandes und der Ordnung der Wald-

brunner, daß sie Gemeindestraßen haben, auf denen man Gefahr läuft, wenn nicht das Leben zu verlieren, doch unglücklich zu werden selber auf dem Kirchen- und Schulweg; und muß ich doch auch eine so große Polizeisteuer zahlen, um am Ende selber noch ein Opfer der allgemeinen Nachlässigkeit der Gemeindeverwaltung zu werden“.

VIII.

Wie er in den Pfarrhof kam, stand die Sabine am Brunnen und merkte bald, was geschehen und schrie: „Hab' ich es nicht gesagt, diese Hausbesuchungen nützen nichts; aber die Jungfer Martha muß in allem Recht haben, sie kann Euch jetzt auch besorgen“. „Thu doch nicht so, sagte der Pfarrer; das sind unvermeidliche Zufälle unsrer zerbrechlichen Natur, wir müssen sie mit Geduld ertragen; durch Ungeduld vermehren wir nur die Uebel“. „Ja, ja, sagte Sabine, wäret Ihr nur mit Geduld zu Hause geblieben, so wäret Ihr noch frisch und gesund wie am Morgen. Aber die Martha ist Schuld, sie hat Euch noch darin bestärkt, die Berghöfe zu besuchen“. „Jetzt ist nicht Zeit zum Wortwechsel“, sagte Martha, und führte den fast Hinsinkenden in sein Zimmer.

Er wünschte etwas auszuruhen und allein zu sein. Indessen ließ sich Martha den Vorfall vom Sigrist erzählen.

Bald dann wünschte der Pfarrer zu Bett gebracht zu werden. Als Martha ihm den Rock abnehmen wollte, war es nicht möglich den linken Aermel abzuziehen; der Arm war zu geschwollen; der Aermel mußte aufgetrennt werden. Der Arm blieb hangen, doch die Finger waren noch bewegbar. Martha verlangte, es solle sogleich nach dem Arzte geschickt werden, der müsse den Arm untersuchen. „Durchaus nicht, sagte der Pfarrer; der Arm wird morgen schon wieder besser sein, gebrochen ist er nicht, das spüre ich wohl, und die Geschwulst wird sich, so bald ich den Arm ruhig hinlegen kann, schnell verlieren". Martha wollte gleichwohl den Arzt holen lassen. Da rief Sabine: „Ihr habt ja gehört; Er will ihn nicht; Er ist noch immer ohne Arzt gesund worden; Er hat eine starke Natur. Und wer muß den Arzt bezahlen? Wollet Ihr ihn auf Eure Kosten kommen lassen, Jungfer Martha"? „Eher, sagte diese, als daß der Kranke ohne Hülfe sei". „Was krank, sagte Sabine, er ist nicht krank; das Umpürzeln ist keine Krankheit; er wird morgen schon wieder hinter seinen Büchern sitzen. Von Rechts wegen sollte man seine Schmerzen Euch auflegen, denn Ihr seid an der ganzen verdammten Geschichte Schuld".

Martha schwieg. Sie versuchte noch öfter den im Bett Liegenden von der Nothwendigkeit einer ärztlichen Untersuchung und Behandlung zu überzeugen. Umsonst, der Pfarrer half sich von je mit einfachen Hausmitteln; er war aber auch fast nie ernstlich krank gewesen und vorübergehendes Unwohlsein konnte er leicht durch Fasten und irgend ein Thee heben. „Aber, sagte Martha, mit

Thee kann man einen verrenkten Arm nicht heilen, der muß wieder eingerichtet werden". „Er ist nicht aus dem Gelenk, sagte der Pfarrer, nur die Geschwulst hindert die Bewegbarkeit". Martha machte ihm nun die ganze Nacht kalte Umschläge. Er konnte nicht schlafen; die Schmerzen wuchsen. Er hatte Fieber. Tags darauf stand er auf und mit seiner Willensstärke wollte er es durchsetzen und wieder arbeiten. Aber bald verspürte er dazu seine Untüchtigkeit; sein Kopf war nicht heiter; in seinem ganzen Wesen fühlte er sich sehr matt und zerschlagen. Er ging wieder zu Bett. Nach einer unruhigen Nacht stund er wieder auf und war noch immer leidend. So trieb er es bis zum vierten Tag und wollte von einem Arzte immer noch nichts wissen. Da kam aus der Stadt der Schulrath Kleiner, der von seines Freundes Unglück gehört, fand diesen zwar außer dem Bett, aber doch sehr krank, obschon der Pfarrer nicht krank sein wollte. Der Schulrath begehrte den Arm zu sehen, da er bemerkt hatte, daß die linke Hand fast schwarz war von unterlaufenem Blute. „Es ist nur eine Quetschung, sagte der Pfarrer; sie wird bald gehoben sein; die kalten Umschläge haben die Hitzen im Arme schon merklich gemindert". Wie der Schulrath den Arm erblickte, noch immer außerordentlich geschwollen, von unterronnenem Blute bis zur Achsel fast schwarz, steif und starr, sagte er: „Ich kann nicht begreifen, daß Sie den Arzt nicht sogleich haben rufen lassen. Da muß kräftiger eingeschritten werden; offenbar ist da mehr als eine Quetschung. Auch sollten Sie nicht immer wieder versuchen aufzu-

stehen. Sie sind offenbar krank und bedürfen Ruhe und vor allem aus des Arztes. „Aber meine Arbeiten! sagte der Pfarrer; ich sollte durchaus einige in Zeitschriften versprochene Aufsätze vollenden". „Daran ist jetzt zunächst nicht zu denken, erwiederte der Schulrath, sonst kommen Sie gar nicht mehr an die Arbeit oder erst nach längerer Zeit. Denken Sie lieber an Ruhe als an Arbeit; Sie haben ja in Ihrem langen Leben viel gearbeitet". „Nichts thun, wäre mein Tod, sagte der Pfarrer; aber ich hoffe noch Manches, das ich angefangen, zu vollenden und ferner nützlich zu sein". „Um so eher müssen Sie nun die Hülfe des Arztes suchen", sagte der Schulrath. Und der Pfarrer willigte endlich ein.

Gerne hätte der Schulrath ihn noch auf den Gedanken geführt, einen Vikar anzustellen; aber er fürchtete, mit diesem Ansinnen den Kranken noch mehr zu erschüttern. Doch sprach er davon mit Martha, als er mit ihr allein war. „Das sehe ich kommen, sagte sie, und mit dem Vikar für mich eine schwere Zeit". „Das wollen wir nicht fürchten, antwortete der Schulrath; ich werde dann auch dafür sorgen helfen, daß ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter junger Mann herkomme, an welchem unser Freund nicht nur Hülfe, sondern auch Freude hat". „Er wird an Keinem Freude haben, erwiederte Martha; nur kein Vikar, nur kein Vikar, hat er seit Jahren gesagt, und im Gefühl seiner Rüstigkeit oft sich gerühmt: wer immer fort arbeitet, sich selbst nicht versäumt und nicht aufgiebt, hat nie einen Vikar nöthig. Bequemlichkeit nnd Trägheit machen

alt vor dem Alter. Und solche Pfarrer will er fast in allen sehen, die einen Vikar haben müssen. Auch ich möchte jetzt sagen: nur kein Vikar, nur kein Vikar! Sie werden sehen, der Pfarrer wird sich gegen einen solchen aufs äußerste sträuben“.

So kam es. Der Arzt erschien. Er erklärte, die Speiche des Armes sei aus dem Gelenk gewichen; sie wieder einzufügen, sei überhaupt schwierig, zumal bei älteren Leuten, hier aber sei es eine Unmöglichkeit; er selbst sei zu spät gerufen worden, der Arm werde nun eine gewisse Steifheit behalten; aber der selber sei nicht die Krankheit. Der Pfarrer sei offenbar schlagflüssig, in Folge dessen wahrscheinlich sei er gestürzt und nicht durch einen Mißtritt; und einer drohenden weiteren Lähmung müsse gewehrt und der Kranke aufs sorgfältigste und mit kräftigen Mitteln behandelt werden.

Das geschah. Sogleich nach dem Unfall hatte Martha ihr Lager in einem Vorgemach seines Schlafzimmers aufgeschlagen, um ihm in jeder Stunde der Nacht Hülfe reichen zu können. Durch diese und des Arztes Sorgfalt und die fast ängstliche Genauigkeit, mit welcher der Kranke sich nun den ärztlichen Verordnungen unterzog, gelang es, daß der Pfarrer nach einigen Wochen wieder anfing zu genesen. Mittlerweile waren seine kirchlichen Verrichtungen durch einen Hülfsprediger aus der Stadt versehen worden.

IX.

So war der Wintermonat gekommen und der Konfirmationsunterricht sollte beginnen und die Konfirmanden wöchentlich wenigstens drei oder vier Unterweisungsstunden erhalten. Der Pfarrer saß wieder an seinem Schreibtisch und mochte wenigstens zur Unterhaltung etwas lesen; er war aber noch schwach, sein Gang schwankend, auch hatte sein Gehör und Gesicht sehr abgenommen. Dennoch meinte er, die Konfirmanden in seinem Zimmer unterrichten zu können. Der Arzt aber untersagte das. Auch Sabine wollte nicht, daß so viele Knaben und Töchter ins Pfarrhaus kommen. „Die ganze Haushaltung liegt jetzt ohnehin auf mir, sagte sie, da die Martha immer um den Pfarrer sein muß; und während sie in der Stube und Wärme sein kann, habe ich jetzt Alles allein zu thun in der Küche und im Stall; und da sollte ich nun in der Woche noch ein paar Mal die Stuben und den Hausgang fegen von all dem Koth, den die Buben und Mädchen mitbringen“? „Wartet Ihr, sagte sie dem Pfarrer, mit den Unterweisungsstunden, bis Ihr selber sie wieder in der Schule geben könnet; nach dem Neujahr wird das schon möglich sein; denn offenbar werdet Ihr wieder von Tag zu Tag stärker“. Martha mißrieth dies. Sie sagte: „Wenn der Arzt es erlaubte, daß Ihr selbst die Unterweisungen jetzt schon hieltet, so wollte ich Gang und Stube gerne zwei Mal selber wieder wischen oder fegen; auch könnten ja auf den Boden Tücher gelegt werden.

Aber der Arzt hat Euch ja für einmal noch jede Arbeit untersagt und vor allem die Unterweisung, weil sie Euch am meisten anstrenge". Martha sah auch voraus, daß bei dem abnehmenden Gehör und Gesicht des Pfarrers allerlei Unfug unter den Konfirmanden in dem engen Raum der Stube eines Pfarrhauses unvermeidlich sein würde, zumal der Pfarrer auch in seinen besten Jahren nur seinen Gedanken nachhängend in den Unterweisungen und Kinderlehren wenig Aug und Ohr für seine Umgebung zu haben schien.

Der Pfarrer sann auf ein Auskunftsmittel. Der Konfirmationsunterricht mußte beginnen und durfte nicht verschoben werden, das würde in vielen Haushaltungen und auch in der Gemeinde Unwillen erzeugen und ein um so dringenderes Verlangen nach einem Vikar. „Ich mache das so, sagte er endlich zu seinen Hausgenossen: der Hülfsprediger aus der Stadt hält noch für mich bis zum Neujahr die Predigten und Kinderlehren. Und da ich den Konfirmationsunterricht seit Jahren nach meinen eigenen Heften diktire, so lasse ich dies bis zum Neujahr durch unsern trefflichen Lehrer Ries thun. Ich verspreche ihm zum voraus eine Entschädigung und er ist froh, neben seinem geringen Lohn auch noch etwas zu verdienen. Bis zum Neujahr, da ich dann die Geschäfte meines Amtes selber wieder werde verrichten können, ist dann ein großer Theil des Unterrichtes dictirt, den ich dann anfange zu erklären und zu wiederholen". „So würde ichs auch machen, sagte Sabine; dawider kann Niemand etwas haben. Und wenn die Unterweisungs-

kinder nicht so viel in den Unterricht laufen müssen, das ist den Leuten just recht".

Der Martha gefiel dieser Ausweg nicht. Sie dachte, wenn nur diktirt sollte werden, so könnte ja auch sie diktiren. Ja, sie traute sich selbst so viel Kraft zu, Zucht und Ordnung in einer Schule zu erhalten, und so viel christliche Erkenntniß und so viel Erfahrung dessen, was das Herz eines Konfirmanden bedarf und was seinem Geist und Gemüth eingeprägt werden muß, daß sie selber den Muth gehabt hätte, einen Konfirmationsunterricht zu ertheilen. Habe ich doch, dachte sie, so unzählige Male in der verkehrten Art, wie der Pfarrer das Ganze und Einzelne dieses Unterrichtes angefangen und betrieben, gemerkt, wie Alles ganz anders nach der Anleitung des Evangeliums selbst sollte vorgenommen werden. Sie rieth dem Pfarrer ab, den Lehrer zum Diktiren anzustellen. Umsonst. Der Pfarrer traf mit dem Lehrer die Abrede, nachdem er ihm eine Flasche guten Wein hatte vorstellen lassen. Er sagte ihm, was er ihm Entschädigung geben wolle, wie aber der Lehrer auch selbst dafür sorgen müsse, daß die Sache von den Eltern und der Gemeinde gut aufgenommen werde. Der Lehrer versprach das Beste und fühlte sich geschmeichelt, einen Theil des Konfirmationsunterrichtes übernehmen zu können. Er dachte: alle Geschäfte eines Pfarrers zu verrichten, müßte mir ein Leichtes sein.

In der Gemeinde war schon seit einigen Wochen ein Fragen: Wer jetzt wohl die Unterweisungskinder unterrichten werde? Der Helfer könne doch nicht so oft

wöchentlich aus der Stadt nach Waldbrunn kommen; der Konfirmationsunterricht könne aber auch nicht bis in den Sommer hinaus verzögert werden, denn auf Ostern müssen die Kinder zum Tische des Herrn gehen; das sei von je so Brauch und Ordnung, und im Sommer könnte der Landarbeiten wegen der Unterricht nicht mehr regelmäßig besucht werden. Jetzt verkündigte der Helfer eines Sonntags von der Kanzel, der Konfirmationsunterricht beginne Tags darauf um die gewohnte Stunde, um eilf Uhr Vormittags; die obere Klasse der Unterweisungskinder sollen sich daher zur rechten Zeit im Schulhause einfinden. „Es scheint, hieß es nun im Dorfe, der Helfer werde auch den Konfirmationsunterricht ertheilen.“

Als aber am Montag die Unterweisungskinder zum Mittagessen nach Hause kamen, sagten sie: „Denket euch, der Lehrer Ries soll uns nun unterweisen“. Er sagte uns auch, der kranke Pfarrer habe ihn dafür angestellt. Die Lehrer seien auch heutzutage so gelehrt als die Pfarrer, und es würde ihm gar nichts machen, für den Pfarrer auch zu predigen. Er diktire uns jetzt zwar des Pfarrers Unterricht, weil dieser es so verlange; allein er könnte selber auch einen solchen Unterricht verfassen und er werde es auch noch einmal thun und ihn drucken lassen; es mangle noch immer ein vernünftiger Naturkatechismus und auch der des Pfarrers, den er nun diktiren müsse, enthalte, wie es ihn dünke, noch zu viel des biblischen Sauerteigs; dieses Wesen müsse ganz ausgefegt werden; der Pfarrer habe nur deßwegen noch so

viel dieses alten Sauerteiges in seinem Unterricht, weil ein Geistlicher der Kaste angehöre, und jede Kaste habe ihren Kastengeist; aber alles Kastenwesen müsse noch aufgehoben und das Lehren und Predigen wie in Nordamerika frei gegeben werden".

Dieses berichteten die Kinder ihren Eltern, freilich nicht in diesem Zusammenhange. Das eine hatte dieses, das andere jenes behalten. Aber daß der Lehrer vom Pfarrer angestellt sei, den Religionsunterricht zu ertheilen und daß er dieß unter solchen Bemerkungen bereits begonnen, das verursachte in Waldbrunn eine in kirchlichen Dingen ungewöhnliche Aufregung. Die einen meinten: es ist wahr, der Lehrer hat Recht, das Lehren und Predigen und also auch das Unterweisen sollte wie der Beruf eines Arztes, eines Rechtsgelehrten, eines Künstlers und der eines jeden Handwerkers oder Kaufmanns ein freies Gewerbe sein. Das wäre für den Staat und die Gemeinden wohlfeiler, heilsamer und die besten Prediger fänden die meisten Kunden, auch wäre Niemand verbunden, für etwas zu zahlen, das man überhaupt nicht wolle. Man könnte auch sein ohne die Unterweisung, denn man vergesse sie wieder und frage, wenn man einmal dem Unterricht entlassen sei, diesem und der Kirche und Bibel überhaupt nichts nach, und dennoch finde, wer arbeiten könne und wolle, seinen täglichen Verdienst und sein ordentliches Auskommen und Alles habe seinen ungestörten Fortgang.

Jener Peter aber, den der Pfarrer für einen Pietisten hielt, und dessen jüngster Knabe Jakob auch in

die Unterweisung ging, war über des Pfarrers Anordnung sehr unzufrieden. Er kannte von den Unterweisungen seiner ältern Kinder her des Pfarrers Unterricht; als ein Kenner der Schrift wußte er ihn zu beurtheilen. Er hatte, da er die Schriften seiner Kinder nachlas und bisweilen auch die Kinderlehren besuchte, bemerkt, daß der Pfarrer von Zeit zu Zeit die biblische Geschichte immer weniger benütze, daß in seinem Unterrichte von den wunderbaren Thaten und Ereignissen im Leben Jesu ganz und gar keine Rede mehr sei, daß er von dem Apostel Paulus gar nicht spreche und auch aus dessen Sittenlehre immer weniger Sprüche anführe und daß sein Konfirmationsunterricht eigentlich nichts sei als eine Betrachtung der weisen Ordnung in der Natur und eine Empfehlung der Reinlichkeit, Mäßigkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit und der übrigen häuslichen und bürgerlichen Tugenden. Nun aber Peter durch seinen Knaben vernommen, daß die Bibel überhaupt aus dem Religionsunterrichte als ein Sauerteig sollte ausgefegt werden und er befürchten mußte, daß der übermüthige und eitle Lehrer Stunde um Stunde solche freche Meinungen werde vorbringen, fühlte er sich in seinem Gewissen aufgefordert, diesem, wie er meinte, heidnischen Wesen zu widerstehen. Die seines Glaubens waren und mit denen er regelmäßig Samstag- und Sonntagabends Bibelstunden hielt, stimmten ihm bei. „Das ist nun eine Gelegenheit, sagten sie, daß dem unchristlichen Wesen in Kirche und Schule ein Ende gemacht und ein christlich gesinnter Vikar für unsere Gemeinde kann angestellt

werden. Peter kannte einen solchen, es war der Vikar Ernst, der schon auf etlichen Pfarreien gedient hatte und jetzt der Stellvertreter eines alten und kranken Pfarrers war, dessen Tod man alle Tage erwarten konnte. Es war nicht vorauszusehen, daß der Vikar Ernst, der sich noch nie um Gunst beworben, auf jene reiche Pfründe von den mächtigen und auch aufgeklärten Dorf-Vögten werde der Regierung vorgeschlagen und von dieser werde gewählt werden. Peter unternahm es, selber zu diesem Vikar hinzugehen und ihn zu bitten, die Seelsorge des verlassenen Waldbrunns zu übernehmen.

Salome aber, die Großmutter, als ihr Verena, ihre Enkelin, erzählte, wie nun der Lehrer Ries die Konfirmanden unterweisen müsse und manches Wort noch wußte, das er wider die Bibel hatte hören lassen, war bald entschlossen, die Verena einem benachbarten Pfarrer, zu dem sie das beste Vertrauen hatte, zu empfehlen, daß er die Tochter den Winter über in seine Haushaltung aufnehme und sie unterweise.

X.

Endlich der Gemeindeammann Rauber, von je des Pfarrers Feind, war erstens nicht betrübt über dessen Unfall. Er sagte: der Pfarrer heißt Kiesel nicht umsonst; er war auch stets hart wie ein Kiesel und wich nicht, und war mir überall im Wege. Aber jetzt hat er doch einen Stoß erfahren, der ihn wohl für immer auf

die Seite legt und einen Schlag, der ihn gespalten, daß er nicht mehr zusammenhält. Der Gemeindeammann und der Lehrer Ries verstanden sich wohl und hatten sich zu gegenseitigem Vortheil in Gemeindeangelegenheiten schon oft geholfen. Rauber sagte daher zu Ries: „Daß du einstweilen Kiesels Vikar bist in den Unterweisungen, mag ich wohl leiden; du kannst diesen Nebenverdienst brauchen. Was gibt dir Kiesel"? „Wenig genug, antwortete Ries, einen halben Franken. für die Stunde". „Das ist viel und nicht viel, sagte Rauber. Den Tag als zwölf Arbeitsstunden berechnet, gäbe es doch einen Taglohn von sechs Franken und dieses einen Jahrlohn von 1700 bis 1800 Franken." „Freilich, antwortete Ries; das wäre etwas mehr als ein armseliges Schulmeistereinkommen von 400 bis 500 Franken. Warum soll ein Pfarrer gegen 2000 Franken Besoldung haben? und jeder Schulmeister arbeitet zehn, ja zwanzig Mal mehr als ein solcher Pfarrer; der Lehrer gibt wöchentlich wenigstens 30 Stunden, in 40 Wochen also 1200 Stunden, der Pfarrer gibt Sonntags kaum 2 Stunden, eine Vor-, die andere Nachmittags und in den Wochentagen höchstens 3 Stunden, das macht in 52 Wochen noch nicht 300 Stunden, und diese geben viele Pfarrer liederlich genug: Ein halbes Stündchen predigen und plaudern, was wollte doch das sein gegen ein angestrengtes und ermüdendes Lehren zwei, drei Stunden ununterbrochen hinter einander? Gar viele Pfarrer sind die alten Pharisäer, sie bürden andern und besonders den armen, armselig besoldeten Schulmeistern Lasten auf

und berühren sie mit keinem Finger, und beten bei sich selber: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie ein solcher armer Landschulmeister oder Sekundar- und Bezirksschullehrer. Sie aber lieben, obenan zu sitzen. Hierin muß der Staat nothwendig noch Last und Lohn ausgleichen. Gibt mir nun Kiesel für die Eine Stunde einen halben Franken, so hat er noch für sein tägliches Nichtsthun mehr als 6 Franken". „Du hast wohl Recht, sagte Rauber, und Kiesel muß dir mehr geben. Wir können ihn zwingen, einen Vikar zu halten. Er weigert sich zwar, wie ich höre, einen solchen anzustellen und hofft nach dem Neujahr wieder sein Amt selbst versehen zu können. Allein wir leiden es nicht. Er ist halb blind und halb taub und zum Amt untüchtig. Ich weiß aber, wenn wir ihm zu verstehen geben, daß wir noch länger zuwarten und Geduld haben und die Anstellung eines Vikars nicht sogleich erzwingen wollten, wenn er dich nämlich besser besoldete, so würde er dieß thun und dir wohl die Stunde mit zwei Franken bezahlen; daß wir uns dann aber in das Mehr theilen, würdest du billig finden." „Das versteht sich, antwortete Ries. Allein das geht Kiesel schwerlich ein; eher stellt er einen Vikar an". „Das thut er nur gezwungen, sagte Rauber; und zur Anstellung eines Vikars wollen wir dann auch noch ein Wort reden. Ich höre, Peter, der Stündler, sei schon zu dem Pietisten, dem Vikar Ernst, hingereist, ihn hieher zu bewegen; da kämen wir recht vom Regen in die Traufe". „Ja, nur den nicht, sagte Ries; der würde auch in der Schule meistern wollen; denn er ist nicht

dumm; ich kenne ihn von Lehrerversammlungen her; er ist schon Schulinspektor gewesen; er ist gelehrt, verstehst, so ein Schriftgelehrter, er hat auch eine scharfe Zunge, hält Bibel- und Missionsstunden, will den Sonntag streng gefeiert, als wäre dieser noch der jüdische Sabbath, er gibt sich auch die Miene, für Wittwen und Waisen zu sorgen, um sich in Alles mischen zu können". „Nein, nein, fuhr Rauber fort, den wollen wir nicht, den können wir nicht brauchen; da wäre es besser, Kiesel käme wieder auf die Kanzel, den habe ich bereits ziemlich müde gemacht, er läßt mich schalten und walten; er ist durch das Alter gleichgültiger geworden und sieht, daß er uns nicht zwingen kann. Er sagt ja auch seit Jahren: „an uns Waldbrunnern sei alle seine Mühe und Arbeit von jeher verloren gewesen. Muß er aber einen Vikar haben, so brauchen wir einen freisinnigen, einen lebensfrohen, freundlichen Mann, der sich nicht zu fromm und zu vornehm dünkt, zu uns ins Wirthshaus zu sitzen, der sich daneben in unsere Gemeindesachen nicht mischt, fünfe grad sein läßt und uns so predigt, wie wir es gerne haben. Wahrlich, Ries, du könntest ein solcher Pfarrer sein, wenn du nur im geistlichen Stande wärest". „Das verspür' ich wohl, antwortete Ries; ich wollte auch in den Hauptsachen das Examen recht gut bestehen: im Aufsatze, da fürcht' ich keinen, selbst nicht in gebundener Sprache; reden kann ich auch aus dem Stegreif, wenn es sein muß, eine, zwei Stunden; ich rechne die schwersten Aufgaben; in der Geschichte, Naturkunde, Astronomie bin ich zu Hause; die Bibel beleuchte und erkläre ich

mit der Fackel der Vernunft, der Philosophie und Naturwissenschaft und bin über die Bibel längst hinaus. Es sind nur die unnützen alten Sprachen, die ich nicht kann und ohne sie, ohne das Sanskrit, kann man nicht in die Kaste der Brahminen kommen. Es muß das aber auch noch anders werden". „Für einmal, sagte Rauber, wollen wir machen, daß Kiesel dir für deine Unterweisungsstunden mehr zahlt. Ich muß den kranken Pfarrer doch ohnehin einmal besuchen".

Martha meldete ihn an: „Der Ammann Rauber will Euch besuchen". „Schick den Schelm fort, sagte der Pfarrer; ich sei zu unwohl, ich könne Niemand sehen". „Das geht nicht, erwiederte Martha, denn Ihr spracht ja heute auch längere Zeit mit dem Lehrer, und das kann der Ammann wissen". „Nun so laß ihn herein", sagte der Pfarrer verdrießlich.

Der Ammann kam: „Grüß Euch Gott, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, wie gehts? wie gehts? Es hat mich schon lange verlangt, auch selber zu sehen, wie Ihr Euch befindet. Nachfragen hab' ich immer lassen, und es hat mich gar gefreut, zu hören, daß es Euch wieder bessere; Ihr hattet eine schwere Zeit". Der Pfarrer hieß den Ammann nicht sitzen. Da kam Martha und stellte diesem einen Stuhl in des Pfarrers Nähe, damit der den Ammann besser höre.

„An meinem Unfall, sagte der Pfarrer, ist eigentlich die Gemeinde und daß ich's nicht verhehle, vor Allem der Gemeindrath Schuld. Denn hieltet ihr eure Gemeindestraßen in Ordnung, wie es in aller Welt Brauch

ist, so würde es auf den hiesigen Schul- und Kirchenwegen nicht lebensgefährlich zu gehen sein. Und doch seid ihr nicht blöde im Steuer fordern, gerade für das Straßenwesen. Ist das Dorf am Gemeindewerk, so fordert ihr dazu aus meinem Hause zwei Personen; das kostet mich zwei Taglöhne. Denn meine Haushälterin und meine Magd kann ich doch nicht zum Gemeindewerk schicken. Schon dieß ist für mich eine unverhältnißmäßige Steuer. Dazu heischet ihr mir jährlich einhundert Franken Polizeisteuer; so bin ich der höchstbesteuerte in der ganzen Gemeinde, und für das Alles habe ich auf euern heillosen Dorfstraßen fast den Tod gefunden".

Der Ammann sagte: „Ihr seid doch bereits wieder recht lebendig geworden; das freut mich; aber das thut mir leid, daß Ihr meinet, selber der Gemeinderath sei an Eurem Unfall Schuld. Unsere Schul- und Kirchenwege sind gewiß nicht lebensgefährlich; das saget Ihr so im Spaß, Herr Pfarrer; es ist auf diesen Wegen, so weit man zurückdenken kann, weder Greis noch Kind umgekommen; ich selber gehe diese Wege nun auch schon meine fünfzig Jahre in jeder Tags- und Jahreszeit, bei Schnee und Eis und in der dunkelsten Nacht und bin noch nie auch nur gestrauchelt. Die Wege sind mir aber auch alle wohl bekannt. Euch hingegen, Herr Pfarrer, war der Weg in die Berghöfe hinauf ein ganz unbekannter geworden. Man hat wie über ein Wunder gestaunt, als man Euch hinaufsteigen sah. Denn wohl dreißig Jahre, sagten die Leute, habet Ihr die Berghöfe nicht besucht. In der Zeit können einem die Beine wohl

etwas steif und der Athem etwas kurz werden, um einen steilen Bergweg hinanzusteigen. Nein, Herr Pfarrer, unsre Dorfwege sind nicht lebensgefährlich, wol aber sind es für jeden die Jahre. Unsre Gemeindestraßen sind recht wohl unterhalten; es sind freilich keine Poststraßen, es gehen ja aber auch keine Posten durch unser Dorf. Was denn Eure Steuer betrifft, so ist die nicht zu hoch. Oder wenn ich Euch nach ihrem Verhältniß eine Summe anböte, würdet Ihr mir für dieselbe Euer Vermögen abtreten? Ich denke, nein. Auch ist ein Pfarreinkommen nicht vom schlechten Jahrgang abhängig, wie die Ernten des Landmannes von Hitze und Frost, von Hagel und Ueberschwemmung".

„Aber ihr berechnet doch billigermaßen, sagte der Pfarrer, bei den Steuern jedesmal auch den Schaden, den die Betroffenen von Hagel oder Ueberschwemmung erlitten haben. Und so wäre es billig, daß ihr dieses Jahr beim Steuerbezug meinen Unfall berücksichtiget, der mich des Arztes und Helfers wegen in große Köſten bringt, zudem ich ja auch noch, damit die Konfirmation nicht bis in den Sommer hinaus verschoben werden müsse, den Lehrer Ries für einmal zur Aushülfe angestellt habe und ihn eigens dafür besolde".

„Ihr werdet wohl wissen, Herr Pfarrer, antwortete der Ammann, daß den Konfirmationsunterricht nur ein Pfarrer ertheilen kann und soll. Für diesen Unterricht ist noch nie ein Lehrer angestellt worden. Ich weiß, daß der Kirchenrath diese Stellvertretung nicht genehmigen würde. Im Gegentheil, er würde sie auch der Gemeinde

selbst verweisen. Wo aber kein Kläger, ist auch kein Richter. Ich werde Euch nicht verklagen. Ich meine es besser mit Euch, als Ihr vielleicht denket. Ich dränge Euch nicht, daß Ihr jetzt schon einen Vikar anstellet, obschon die Gemeinde einen verlangen könnte. Aber etwas mehr solltet Ihr dem Lehrer für die einzelne Unterweisungsstunde zahlen. Denket, was Euch ein Vikar kosten würde“.

„Der Lehrer, antwortete der Pfarrer, ist aber mit dem halben Franken zufrieden; seine Arbeit ist auch nicht groß, er hat bloß zu diktiren“.

„Er darf gegen Euch nicht reden; ich weiß, daß er die Entschädigung für gar zu gering hält. Dringt er auf die Anstellung eines Vikars, ich könnte ihn daran nicht hindern. Ist aber der Lehrer in der wichtigsten Arbeit Euer Vikar, so darf er auch wenigstens einen größeren Theil einer Vikarbesoldung erwarten. Ich glaube, Ihr würdet so jedenfalls wohlfeiler draus kommen und die Herberufung eines Vikars würde sich noch verschieben lassen. Befehlen kann ich übrigens nichts; es ist mein guter Rath“.

„Ich werde die Sache überlegen“, sagte der Pfarrer.

XI.

Er zögerte, dem Lehrer für die Unterweisungsstunden mehr zu zahlen. Er hoffte, alle Amtsgeschäfte vielleicht noch vor dem Neujahr wieder selbst verrichten zu können;

die Folgen seines Falles und der Erschütterung minderten sich, Schlaf und Eßlust stellten sich wieder ein, er fühlte nach und nach wieder Kraft und Arbeitslust.

Um so mehr redete nun der Ammann in der Gemeinde herum von der Nothwendigkeit eines Vikars. Er und sein Anhang dachte aber nicht an den Vikar Ernst, sondern an den Candidaten Heuerling. „Den kenne ich, sagte Rauber, das ist ein geistreicher und gelehrter junger Mann, entschieden freisinnig, lustig und leutselig, er kann gut predigen, es fließt ihm wie Bach; er redet auf der Kanzel wie am Wirthstisch, nicht bald einer so; er weiß mit der Jugend gut umzugehn; er ist auch ein Musikant und könnte unserm Kirchengesang aufhelfen, unsern Männerchor und die Blechmusik leiten. Und daß er gerne zu uns käme, weiß ich von ihm selber. Der gäbe dann auch den rechten Pfarrer für uns; denn Kiesel treibts doch nicht mehr lange“.

Sabine hörte in den Häusern, in die sie fast täglich kam, von diesen Reden des Ammanns und berichtete sie dem Pfarrer nicht ohne Zusätze. Der Candidat Heuerling sei einer, der täglich im Wirthshause sitze, ganze Nachmittage beim Karten-, Kegel-, Schach- oder Billardspiel zubringe. Er gehe auch auf die Jagd und den Fischfang; die übrige Zeit flöte, trompete und geige er oder spiele Klavier. „Das gäbe mir eine saubere Ordnung, sagte Sabine, wenn mir ein solcher Vikar noch den Männerchor ins Pfarrhaus brächte und die Blechmusik oder gar den Chor der erwachsenen Töchter und der jungen Bursche; da wäre man seines Lebens nicht

mehr sicher; da nähme das Wischen und Fegen gar kein Ende. Da könntet Ihr, Herr Pfarrer, auch ein paar Säume Wein mehr im Jahre kaufen, denn dieser Heuerling trinke nicht bloß Milch, wie Ihr. Dem allem solltet Ihr aber zuvorkommen und so bald als möglich wieder selber predigen und kinderlehren und Euch so der Gemeinde zeigen und sie hören und sehen lassen, daß Ihr wieder bei Kräften seid. Denn der Rauber streut aus, Ihr seiet halb tod, Ihr sehet und höret nicht mehr gut, Ihr seiet auf der linken Seite gelähmt und auch Eure Zunge sei schwer. Beweiset ihnen von dem allem das Gegentheil. Das könnet Ihr schon in zwei oder drei Wochen".

Der Pfarrer war geneigt, es zu versuchen. Allein der Arzt untersagte jede Anstrengung der Art und versicherte: der Pfarrer würde von einem wiederholten Schlagfluß mitten in der Predigt betroffen werden. Der Martha schärfte der Arzt ein, doch darauf zu achten, daß der Pfarrer nur wenig arbeite und sich vor jeder Aufregung hüte.

Der Schulrath Kleiner, der seinen Freund wieder einmal besuchte, hörte von ihm, daß er doch in einigen Wochen wieder predigen wolle. Vergeblich mahnte ihn der Schulrath davon ab und mußte ihm endlich berichten, was bereits über ihn beschlossen sei. „Ich muß Ihnen, sagte er endlich, mittheilen, was früher zu thun ich, Ihre Krankheit und Schwäche berücksichtigend, nicht für räthlich gehalten. Während der Zeit der Cholera wurden Sie bei der Regierung verklagt, Sie besuchen

die Kranken nicht. Das wissen Sie. Sie mußten sich ja verantworten. Sie thaten es, indem Sie vorstellten, Sie seien bereit gewesen, den Kranken, der sie habe rufen lassen, zu besuchen, da aber habe Sie ein starkes Gewitter abgehalten, den etwas weiten Weg zum Kranken zu machen, und nach dem Gewitter sei Ihnen berichtet worden, der Kranke sei während desselben gestorben. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, die Regierung hielt diese Ihre Entschuldigung nicht für begründet, und sie beschloß, Ihnen einen Vikar zu geben. Ich suchte, es zu verhindern. Ihr Unfall und Ihre Krankheit kamen dazwischen. Ich bat, die Anstellung eines Vikars möchte noch verzögert werden. Es geschah. Die Behörden achten Ihr Alter, Ihre Gelehrsamkeit, Ihre wissenschaftlichen Verdienste, Ihre bisher noch immer rüstige, literarische Thätigkeit. Jetzt aber ist bekannt geworden, daß sie im Konfirmationsunterricht den Lehrer Ries als Stellvertreter besolden. Das hält man überall für einen Mißgriff und Sie werden getadelt. Ich tadle Sie nicht; ich kenne den Lehrer Ries und ich halte ihn für befähigt, einen Religionsunterricht nach unsern Grundsätzen zu ertheilen. Es ist im Grunde jeder das Denken aufregende und übende Unterricht auch ein Konfirmationsunterricht, eine Konfirmation in dem Erkennen der Gesetze der Natur und Vernunft. Allein es heißt von allen Seiten: wenn auch die Lehrer konfirmiren können, wofür sind denn die Pfarrer da? ebenso wohl könnten die Schulmeister auch predigen und kinderlehren und die Sakramente spenden und zur Führung der Pfarrregister

braucht es vollends keine Gelehrsamkeit. Ich bin zwar überzeugt, daß mancher Schullehrer so gut predigen könnte als sein Pfarrer, daß mancher Schullehrer es wenigstens nicht elender machen würde als hier und dort ein Pfarrer, daß auch mancher Schullehrer geistig aufgeweckter, thätiger, wissenschaftlicher ist als mancher Pfarrer. Aber eine solche Stellvertretung, mit welcher Sie sich freilich für den Augenblick nur suchten aus der Noth zu helfen, kann die Behörde nicht genehmigen; ja sie muß sie tadeln und Sie hätten, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, einen Verweis zu erwarten. Dieser Gegenstand aber ist vom Kirchenrathe noch nicht behandelt worden. Aus Achtung für Sie und in Berücksichtigung Ihrer Krankheit hat dieser Ihnen auch noch nicht den Vikar geordnet. Jetzt aber steht es so, mein lieber Freund, wenn Sie zuwarten, und selbst wieder predigen wollen, dann bekommen Sie in dieser oder der andern Woche einen Vikar zugeschickt; darum schreiben Sie selbst an den Kirchenrath und bitten um die Erlaubniß, einen Vikar anstellen zu dürfen. Dieser Weg ist Ihnen offen gelassen; er ist für Sie nicht kränkend und Sie behalten noch die Freiheit, einen Vikar selbst zu wählen“.

Der Pfarrer wurde durch diese Eröffnung sichtbar erschüttert, er blieb eine Zeit lang stumm, er erblaßte und zitterte. Der Schulrath sagte: „Ich dachte, Sie hätten sich mit dem Gedanken, einen Vikar anzustellen, schon von selber getragen. Ich kann mich zwar ganz in Ihre Lage denken. Aber suchen Sie sich zu fügen und zu fassen. Der Vikar ist nun für Sie durchaus eine

unabwendbare Nothwendigkeit. Und zwar müssen Sie heute noch die Wahl desselben treffen. Besinnen Sie sich. Ich lasse Ihnen Zeit und will indessen wieder einmal die Schule besuchen".

Ehe der Schulrath in die Schule ging, besprach er sich noch mit der Martha, damit sie mithelfe, den Pfarrer zu dem nöthigen Entschlusse zu bringen.

Als Martha beim Pfarrer eintrat, saß er noch da in sichtbarer Aufregung. Bei gesunden Tagen von besonders wichtigen Gedanken bewegt, in wissenschaftlichen Gegenständen abwehrend oder angreifend, von Zorn oder Eifer bewegt, ging er oft Stunden lang das Zimmer auf und ab. Jetzt war er noch an seinen Arbeitsstuhl gebunden. „Ihr seid unwohl"? sagte Martha mit theilnehmender, sanfter Stimme. „Körperlich nicht", antwortete der Pfarrer. „Aber ich soll nun einen Vikar anstellen. Das ist der Dank der Waldbrunner für meinen mehr als dreißigjährigen treuen Dienst, und dafür, daß mehr als Ein Mal, wenn sie keinen Lehrer für ihre Schule fanden, ich Monate lang den Schulmeister machte, unentgeldlich, so daß die Lehrerbesoldung dem Gemeindegut zufiel, sie mich aber deßwegen doch nicht um einen Kreuzer niedriger besteuerten. Einen Vikar soll ich anstellen und bin doch offenbar in der nächsten Zeit wieder im Stand, meinem Amte in allen Theilen mit der vorigen Kraft zu genügen; denn geistig fühle ich mich nicht im geringsten geschwächt; ich werde von Tag zu Tag wieder kräftiger; auch das Aug ist wieder klarer, ich lese und schreibe ja noch immer ohne Brille,

und bei heiterem Wetter ist auch das Ohr noch gut. Und da es mit mir so besser geworden mitten im Winter, sollte ich bei meiner gesunden Natur im Frühling nicht noch ganz erstarken? Und doch soll ich einen Vikar anstellen, und wollen die Waldbrunner und will auch der hohe Kirchenrath mit einem zwar alten aber geistig noch ganz aufrechten Pfarrer nicht einmal einige Wochen Geduld haben".

„Ihr wißt aber, sagte Martha, auch der Arzt will nicht, daß Ihr predigt". „Ich habe den Aerzten, sagte er, in meinem Leben wenig nachgefragt. Meine gesunde Natur hat sich immer selbst und bald geholfen. Ohne diese gesunde Leibesbeschaffenheit wäre meine Genesung nicht schon so weit vorgerückt, sagt ja der Arzt selber. Und jetzt scheint er mir die Behandlung, in die er mich genommen, selber verlängern zu wollen. Die Aerzte alle sind überall halt dieselben; sie suchen Geld zu machen. Kommt er ins Dorf gefahren, so zahlen nicht die Patienten insgesammt die Fahrt, sondern jeder einzeln zahlt sie besonders, so wird sie ihm oft zehnfach bezahlt. So machens auch die Advokaten bei ihren Tagfahrten. Unglücklich wer diesen oder jenen, am unglücklichsten, wer gar einen Vikar braucht".

„Ihr seid verstimmt, sagte Martha. Mit dem Arzte habt Ihr Ursache vollkommen zufrieden zu sein; er behandelt Euch mit möglichster Sorgfalt. Ein Geldmacher ist er nicht; er leistet den Armen, wie Ihr wißt, alle Hülfe ohne Entgelt. Seine Rechnungen sind bescheiden, habt Ihr selber schon gesagt. Und daß Ihr nothwendig

einen Vikar werdet anstellen müssen, hat er mir schon vor Wochen gesagt und Euch noch verschwiegen in Betracht Eurer Krankheit. Damit ist ja denn auch nicht gesagt, daß Ihr den Vikar für immer anstellet; Ihr ersuchet den Kirchenrath, einmal für diesen Winter einen Vikar nehmen zu dürfen; im Frühling dann etwa in der Passions- und Osterzeit, da es überhaupt mehr zu predigen giebt, predigt Ihr etwa auch wieder einmal, wenn Ihr Euch stark genug fühlt. Und geht es Euch dann ganz gut und könnet Ihr dem Vikar alle Geschäfte wieder abnehmen, so wird dieser selber nicht länger hier bleiben wollen; zudem ja in unserm Lande gegenwärtig ein großer Mangel an Vikaren und Kandidaten und gerade jetzt nur die Wahl ist zwischen dem Vikar Ernst und dem Kandidaten Heuerling".

Sabine kommend und gehend hörte, wovon die Rede und sagte: „Das habe ich noch vom Heuerling vernommen, er sei schon lange versprochen, er habe viele Verwandte und noch mehr solcher habe seine Braut. Die würden den Vikar besuchen in der Woche ein paar Mal und am Sonntage regelmäßig. Das gäbe Visiten, Herr Pfarrer, schon von den Eltern und Geschwistern beiderseits und dann ebenso viele von den Kameraden und Freundinnen, das gäbe einen theuren Vikar; da könntet Ihr gerade noch eine Köchin anstellen. Und dann noch zu der Kleinkinderschule der Martha — der Männerchor und die Blechmusik! Das wäre wie gemacht für Euer Studiren, Herr Pfarrer. Vermögen hat der Heuerling nicht, Geld braucht er und mit einem nur geringen

Vikariatseinkommen wäre er wol nicht zufrieden. Sein erstes wäre wol, zu machen, daß Ihr ihn so besolden müßtet, daß er bald heirathen könnte“.

„Da wäre denn keine Wahl, sagte der Pfarrer. Und um so härter, ja grausamer ist das Verfahren gegen einen alten Mann, daß man ihm nicht einmal Zeit läßt, sich nach dem für ihn passenden Vikar, etwa auch im Auslande, umzusehen“.

„Man sagt, fuhr Martha fort, der Vikar Ernst sei ein bescheidener und eingezogener Mann, Verwandte habe er keine und auch keine Braut, dagegen besitze er ein ziemliches Vermögen und er habe schon mehr als einem ärmeren Pfarrer unentgeldlich gedient“.

„Aber er sei ein Pietist, antwortete der Pfarrer. Einen Pietisten zum Vikar zu haben, etwas Widerwärtigeres, ja Entsetzlicheres könnte ich nicht erleben; das würde mir den Rest meiner Tage verbittern“.

Martha bemerkte: „So viel ich höre, verschreit der Ammann den Vikar Ernst als einen Pietisten. Es dünkt mich, der Vikar, den der Ammann nicht will, wäre nicht der weniger passende. Und selber ein Pietist wäre ja nicht für immer angestellt, und könnte auch wieder entlassen werden“.

Der Schulrath kam wieder. Der Pfarrer sagte: „Ich werde, so schwer es mir fällt, doch mir vom Kirchenrath die Erlaubniß erbitten müssen, einen Vikar anstellen zu dürfen. Aber wen nun? Ich höre, ich habe nur zwischen Heuerling und Ernst zu wählen“. „Es ist so, sagte der Schulrath. Der Heuerling gehört zwar

unsrer Richtung an; aber er würde in Ihr stilles Haus nicht passen, auch sich schwerlich in Ihre einfache Lebensweise fügen". „Aber Ernst, antwortete der Pfarrer, der soll ja Pietist sein, denken Sie sich: ich und ein Pietist täglich ein paar Mal miteinander am nämlichen Tisch, ein Pietist auf meiner Kanzel, in meinen Unterweisungen"! „Ich kenne zwar, entgegnete der Schulrath, den Vikar Ernst nicht genauer, doch hörte ich überall von ihm mit Anerkennung reden, er sei ein Mann von Kopf, auch studire er fleißig. Mit einem solchen giebt es denn doch mancherlei wissenschaftliche Anknüpfungspunkte; ein solcher ist auch eher im Stande, eine Gelehrsamkeit, wie er sie in Ihnen findet, zu ehren; auch giebt es ja selber in der Theologie noch manches neutrale Gebiet. Im übrigen sei sein Leben ungemein einfach und nüchtern; und vielleicht hat ihn dieses in das Gerücht eines Pietisten gebracht".

„Was mich bestimmen könnte, sagte endlich der Pfarrer, nicht den Heuerling anzustellen, ist der Umstand, daß Rauber und seine Rotte ihn herwünschen; sie sollen ihn nicht haben; den Ernst wollen sie nicht und eben deßwegen müssen sie ihn haben". „Ich bin auch überzeugt, fuhr der Schulrath fort, Sie werden an dem Vikar Ernst eine tapfere Hülfe gegen den Rauber erhalten. Seien Sie nur getrosten Muthes, und lassen Sie sich die wiedergekehrte Lust und Kraft zur Arbeit und die dann doppelt gewonnene Muße im geringsten nicht trüben. Bei ungestörter gewohnter Thätigkeit werden Sie sich um so eher noch ganz erholen; und ein

heiterer Lebensabend, das sehe ich, wird Ihnen noch zu Theil werden; waren Sie doch durch Ihr ganzes Leben nie ein Freund der Dunkelheit und Dämmerung". „Das ist wahr, sagte der Pfarrer; und die Wissenschaft bleibt am Ende der beste Trost".

XII.

Der Vikar Ernst hatte nun zugesagt: er werde mit dem ersten Adventsonntag sein Amt zu Waldbrunn antreten.

Das gab jetzt im Pfarrhause viel zu besprechen und anzuordnen. Welches der beiden Gastzimmer sollte dem Vikar eingeräumt werden? Sabine meinte, das hintere gegen den nahen Berg sehende; Martha bestand darauf, das vordere in das Thal und die Landschaft hinunter schauende sei das anständige; das hintere sei dunkel und feucht, auch sei dieses oberhalb des Pfarrers Schlafzimmer, wenn nun der Vikar früh oder spät studirend auf und abgehe, so störe das den Pfarrer. Dieses bestimmte denn auch den Pfarrer, einzuwilligen, daß das vordere Zimmer eingeräumt werde. Womit es aber ausrüsten? Sabine meinte: ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle seien genug. Ein solcher Vikar sei ja doch nur wie ein wandernder Kapuziner, und der müsse mit jeder Zelle und mit jedem Lager vorlieb nehmen". Martha erwiederte: „Das vordere Zimmer ist keine Kapuzinerzelle, es ist schön und so paßt ein armseliger Schragen und Stuhl und Tisch nicht hinein; es wäre ja, wie wenn man dem Vikar bei seinem ersten Eintritt sagen

wollte: seht, Ihr seid uns gerade so werth und lieb wie ein Bettler oder wie je eine unwillkommene Einquartierung. Es werden Pfarrer, Vorsteher und andre Bürger zum Vikar kommen, da würde es heißen, der Pfarrer hat seinem Vikar nicht einmal gönnen mögen, was in ein ordentliches Zimmer gehört". Der Pfarrer willigte endlich ein, mehr als zwei Stühle seien hinzustellen, aber das Ruhbett und der Spiegel müsse ins hintere Zimmer und die geringeren Stühle aus diesem ins vordere gebracht werden.

An der übrigen Hausordnung sollte nichts geändert werden. Der Pfarrer liebte einen guten Tisch; mit dem werde der Vikar wol zufrieden sein.

Martha sorgte noch für mancherlei Kleinigkeiten, um damit das Zimmer des Vikars wohnlicher zu machen. Sie fragte darüber den Pfarrer nicht um Erlaubniß und hängte frisch gewaschene weiße Vorhänge über und an die Fenster, eine weiße Decke legte sie auch über das Bett, einen Teppich vor dasselbe, einen andern unter den Tisch; ein kleines Stehpult, das der Pfarrer nicht mehr brauchte, stellte sie in das Nebenfenster, das die Aussicht in ein Seitenthälchen hatte, in die zum Dorf und ins Thal sehenden vordern Fenster brachte sie einen Theil ihrer Blumen; auch zwei Wandschränke wurden ausgeräumt, der eine für des Vikars Kleider, der andere für seine Bücher. In zwei ziemlich großen Koffern waren Bücher und Kleider bereits angekommen. Als sie anlangten, sagte Martha zu Sabine: „Es scheint doch kein armer Kapuziner herzukommen". „Vielmehr ein

großer Herr, antwortete Sabine; drum habt Ihr ihm sogar die neuen Vorhänge aufgehängt und Blumen in die Fenster gestellt". „Sollte ich sie denn lieber verfrieren lassen? sagte Martha; so hinter den Vorfenstern haben sie weder zu kalt noch zu warm, und der Vikar hat sie vielleicht nicht ungern".

Der Vikar Ernst schritt an einem heitern, trocknen, windstillen Tage der letzten Woche des Novembers das Thal hinauf. Es senkt sich nur ein wenig von Norden her, wo ein sanfter Berg es begränzt. Am Fuße desselben liegt Waldbrunn; vom Berg her fließt ein reicher Bach durch die Wiesen und Obstgärten des Thales; links und rechts lehnen breite, sacht ansteigende Hügel mit Weinreben und Ackerland. Der Weg war jetzt gefroren. Er führt längs am Bache hinauf; dies klare Thalwasser fällt stellenweise über Felsen, rauscht unter Gruppen von Obst- und Nußbäumen, die jetzt vom Reif dick behängt waren und im Sonnenschein glänzten schöner als ein Baum pranget in seiner vollsten Blüthe; am Rande des Baches grünten noch Kräuter neben dem Eis, das sich an dürre Gräser und Zweige gehängt wie Krystallketten. Auf einer kleinen Brücke mit nur einem engen Bogen, durch den der lautere Bach über die dunkeln Kiesel rauscht, blieb der Vikar stehen. Hohe Bäume umgaben die Brücke rechts und links; der Reif an den Aesten bildete ein luftiges und schimmerndes Gewölbe, wie wenn sie belaubt wären; durch diesen Ueberhang sah man ins Dorf hinaus, in demselben waren die Obstgärten auch alle mit Reif erfüllt, und die runden

Baumformen waren wieder da, die der Herbststurm mit den Blättern verweht hatte; der bereifte Wald von Bäumen umschloß die schwarzen Strohdächer, als wollte er sie nicht nur schmücken sondern auch schützen; aus den Häusern aufsteigender Rauch mahnte an warme und heimelnde Stuben; unter den Strohdächern schimmerten zwar kleine aber helle Fenster; über dem Dorf stand im vollen Sonnenschein die Kirche und das Pfarrhaus, hinter demselben der nahe Berg, oben bekränzt mit Felsen wie mit einem Wall und mit dem nun beschneiten Tannenwald. Der Vikar mit seinem guten Auge, das geschärft war, schöne Gemälde in der Landschaft zu sehen und mit seiner geschickten Hand, die er vielfach geübt, ein eigenthümliches Bild von Berg und Thal, Fels und Baum mit wenigen Strichen gleichsam zur Erinnerung abzuschreiben, that dieses hier nun, eine Weile auf der Brücke in der Sonne stehend. Er merkte sich, daß in dem Bilde, wie es sich hier ihm bot, Mancherlei wäre, womit man die Eintönigkeit einer Winterlandschaft vermeiden könnte: der lautere und wellende Bach und seine grünlichten Kiesel, die noch frischen Kräuter am Rande, einige noch grüne Zweige von Brombeerstauden im Hag nächst der Brücke, der glänzende Epheu an den Baumstämmen, der Rauch über dem Dorf, mancherlei farbige Töne an den Häusern, der besonnte Duft am Berge, das klare Himmelblau über der schimmernden Erde. „Ja, dachte er, wer das malen könnte“; wie er sich denn schon mehr als einmal gewünscht hatte, ein Maler geworden zu sein, um im stillen Fleiße nur der Schönheit zu leben

und Bild an Bild zu reihen. Doch seit Jahren weiß er, daß es ein höheres ist, Christum vor die Augen zu malen als unter uns gekreuzigt. Dieß auch hier in Waldbrunn zu thun, ist sein heiliger Vorsatz. Er dankt Gott, daß er ihm einen neuen Wirkungskreis eröffnet und zwar in einem so heitern und schönen Thale.

Daß der Vikar heute eintreffen werde, wußten sie im Pfarrhause. Martha hatte den Ofen seines Zimmers schon einige Tage geheizt trotz dem Widerspruch der Sabine. Diese sagte: „Wenn's dem Vikar zu kühl ist, kann er sich ja am Ofen in der Wohnstube wärmen; er hätte auch gar wohl in dieser arbeiten und dann in einer kalten Kammer schlafen können, wie wir auch. Aber ich sehe schon, wohin aus das Alles will; darum habet Ihr Euch auch so geputzt, Jungfer Martha, wie wenn's Sonntag oder Visitation märe“. Martha hatte allerdings heute etwas früher als sonst ihr Morgengewand mit ihrem bessern Winter-Hauskleide vertauscht. Eine Auswahl von Kleidern hatte sie nicht. Der Pfarrer hatte ihr von je nur das dringend Nothwendigste an Kleidern gegeben. Er selber war in der Kleidung äußerst schlicht, er haßte den Putz und empfahl Einfachheit und Sparsamkeit als die ersten Tugenden einer glücklicheren Vorzeit. Hatte aber Martha durchaus wieder einmal ein Kleid nöthig, überließ ihr doch der Pfarrer unter wohlfeilen Stoffen Art und Farbe zu wählen. Sie wußte, was sie wohl kleide, schonte dann ein neues Gewand aufs äußerste, und stattlich wie sie war, erschien sie auch immer schmuck. Heute hatte sie

allerdings noch etwas mehr Sorgfalt auf die Ordnung ihrer reichen und lichten Haare gewendet. Statt des schwarzen Wickeltuches, das sie sonst um den Hals trug, hatte sie heute das blauseidene umgelegt, das ihr eine Verwandte geschenkt. Auch der Pfarrer bemerkte dieses und sagte: „Eines bloßen Vikars wegen brauchte man sich nicht zu putzen“. „Bin ich denn geputzt, antwortete Martha, und könnte ich mich putzen? Das ist mein Alltagsrock, mein einziges Winterkleid. Ein schwarzes Wickeltuch würde ja fast sagen: wir empfangen den Vikar mit Trauer“. „Empfangen wir ihn denn anders? sagte der Pfarrer; wollte ich mich kleiden nach meiner Stimmung, müßte ich nicht nur ganz schwarz, sondern in Trauerflor erscheinen. Daß man aber eines solchen jungen Menschen wegen keine Umstände mache, will ich ihm gerade damit zeigen, daß ich ihn im Nachtrock empfange“. „Nun, antwortete Martha, das kann er nicht übel nehmen; er weiß Euch noch krank oder doch wenigstens schwach und ans Zimmer gebunden; aber ich bitte Euch, empfanget ihn freundlich; der Ton des ersten Begegnens, hart oder weich, herzlich oder kalt, bleibt oft derselbe während eines längeren Beisammenseins, bedingt Freud und Leid, verbindet oder trennt noch weiter. Disharmonirende Töne fliehen sich. Mögen nicht solche angeschlagen werden; das gäbe einen übelklingenden Anfangsakkord oder wäre vielmehr kein Akkord, sondern eher eine Kriegserklärung“. Der Pfarrer antwortete: „Es kommt Alles auf den jungen Menschen an; ich werde von meinen Ueberzeugungen, von denen

ich durch mein ganzes langes Leben kein Haar breit gewichen bin, in meinem Alter nicht im geringsten abgehen; thue ich's, dann ist die Altersschwäche eingetreten. Jedenfalls kann der junge Mensch bei mir mancherlei lernen". „Ich bitte, sagte Martha, denket nicht voraus daran. Ich hoffe, auch der Vikar wird mit Friedensgedanken kommen und mit der Bescheidenheit, wie sie seinem Alter aber auch seinem Stande ziemet". „Willst sagen, seiner Stellung, antwortete der Pfarrer. Wir wollen sehen. Ich erwarte nicht viel Gutes".

Martha ging noch einmal in das nun dem Vikar bereit gehaltene Zimmer; es war jetzt recht behaglich warm, freundlich und wohnlich. In den Geschirren zwischen den Fenstern blüheten Rosen, Primeln, Levkoien, Reseda, durch die geöffneten Läufter quoll ihr Duft ins Zimmer. Alles darin schien recht anständig, nur die Wände waren auch gar zu nackt, nicht einmal ein Spiegel war da, das Schreibgefäß auf dem Tisch alt und plump paßte zwar zum Tisch; allein es fand sich kein andres und ein buntes Tuch, den Tisch zu decken, hatte sie nicht. Aus dem hintern Gastzimmer holte sie noch die Pantoffeln und stellte sie in das Ofenrohr, falls der Vikar an die Füße fröre. Dann schaute sie durch die Blumen ins Thal hinunter. Endlich erblickte sie ihn von der Brücke her, schlank, hoch, leichten und schönen Ganges. Wie er näher gegen das Dorf kam und nun den Fußweg gegen das Pfarrhaus einschlug, bemerkt ihr noch immer vortreffliches Auge, daß er zwar blaß ist aber frischen und kräftigen Aussehens, schwarz von

Haar und Bart und von einem dunkeln, tief liegenden Auge. Der Mund, Miene und Antlitz und die ganze Erscheinung verkündete Freundlichkeit und Milde, Gewandtheit aber auch Festigkeit. Näher gekommen stand er stille und betrachtete das Pfarrhaus. Sein Blick verweilte auf den Blumen seines Fensters. „Möge er denken, sagte Martha zu sich, wo in einem Hause noch Blumen gepflegt werden, ist der Sinn für Sanftes und Liebliches und Freundliches noch nicht ganz ausgezogen“.

XIII.

Da sie vermuthete, der Pfarrer in seinem Nachtrock werde dem eintretenden Vikar kaum vom Arbeitsstuhle aufstehen, so ging sie dem Hereinkommenden im Pfarrhofe entgegen und sagte: „Sie kommen in eine Einsamkeit, Herr Vikar, aber Sie können Leben in sie bringen. Sei Ihr Eingang gesegnet“! „Das ist der schönste Gruß, sagte der Vikar; ich danke Ihnen; Gott gebe, daß er wahr werde“.

Der Vikar war offenbar erfreut und erheitert nicht nur durch der Martha Segenswunsch, sondern auch durch ihre Erscheinung. Er hatte von einer bösen jüngeren Magd gehört, die im Hause schalte und von einer alten Haushälterin und da tritt ihm nun Martha entgegen, noch wohl erhalten, nicht ohne Würde und Anmuth, fast in der Haltung einer Oberin einer Erziehungsan-

stalt. Und wie lieblich ist ihre Stimme, wie lebendig und freundlich ihr Auge“.

Sie führte ihn zum Pfarrer. Der schien offenbar etwas betroffen über die hohe und männliche Gestalt des Eintretenden und wollte, seinem Vorsatze zuwider, aufstehen. Der Vikar aber eilte auf ihn zu und sagte: „Bleiben Sie sitzen, Herr Pfarrer, bemühen Sie sich nicht. Es thut mir leid, daß Sie Hülfe nöthig haben; ich wünsche, Ihnen eine solche nach Kräften zu sein und daß Sie sich in dieser Zwischenzeit so schnell und vollständig erholen, daß Sie meine Hülfe bald wieder entbehren können“. „Nun dieser Wunsch ist natürlich auch der meine, war des Pfarrers eben nicht gar freundlicher Gruß. Es geht mir auch alle Tage besser, und wenn mir der vielleicht nur zu ängstliche Arzt nicht noch Schonung empföhle, ja geböte, könnte ich gar wol wieder selbst die Predigt, Unterweisung und Kinderlehre halten. Mein Kopf ist durchaus frei und ich fühle mich geistig bei voller Kraft“. „Ich sehe es, sagte der Vikar; Sie sind auch schon wieder, wie ich bemerke, an gelehrten Arbeiten“.

Martha hatte ihm einen Stuhl an des Pfarrers Seite gestellt und bemerkt, er müsse etwas lauter reden. Neben dem Pfarrer nun sitzend, hatte der Vikar einen Blick in das aufgeschlagene Buch geworfen und es auch sogleich erkannt. „Sie lesen, wie ich sehe, fuhr er fort, die Geschichte der heiligen Schriften des Neuen Testamentes von Reuß“!

„So, sagte der Pfarrer, haben Sie von diesem

Werke auch gehört“? „Nicht nur gehört, antwortete der Vikar, ich habe es selber gelesen, und Vieles daraus gelernt“. „So, so, sagte der Pfarrer verwundert; es ist auch in der That Vieles daraus zu lernen; es ist wieder ein Buch, das Werk eines Mannes, eines freien Forschers, gegenüber der frömmelnden Theologie unsrer Tage eines Hengstenberg nicht nur, sondern auch eines Ebrard, Nitzsch, Lange, Dorner, Ehrenfeuchter, eines Beck, Kapf, der Hofacker und andrer Schwaben. Welch eine Gelehrsamkeit hat dieser Reuß! und was für eine Bibliothek muß er haben; sagt er doch irgendwo, er besitze über 400 Ausgaben des neutestamentlichen Textes. Das Werk ist mir in meinem Alter eine rechte Erquickung und Verjüngung. Wie vieles sehe ich über die Ungewißheit bestätigt, in der wir uns befinden über das, was von Christus echt oder unecht sei. Es freut mich, daß Sie ein solches Werk lesen mochten, Herr Vikar“. „Warum sollte ich nicht? antwortete dieser. Und Reuß ist denn doch mehr positiv als negativ. Mit welcher Anerkennung redet er vom Apostel Paulus und von Luther. Reuß beugt sich vor dem Herrn, dem Einzigen und Unvergleichlichen und sagt auch in der dritten Auflage seines Werkes: „Die kindlich einfache Erzählungsweise der Synoptiker hat das Bild des Meisters am unverwüstlichsten in die Gemüther der Menschen geprägt“. Zudem gehört sein Werk zur Kirchengeschichte unsrer Tage; und wer diese kennen will, muß alle wichtigern Erscheinungen derselben beachten. Allein diese kommen dem in einem entlegenen Dorfe angestellten Vikar nicht

immer zu Gesicht oder oft erst spät; auch hat er ja noch viel Anderes und ungleich Wichtigeres zu studiren". „Auf meinem Tische, sagte der Pfarrer, werden Sie stets das Neueste und auch das Beste sehen, in meiner Bibliothek finden Sie die ausgezeichnetsten Theologen, Baur, Hitzig, Zeller, Strauß, Schweizer, Volkmar. Es soll mich freuen, Ihnen in Ihren Studien behülflich sein zu können". „Ich danke sehr, sagte der Vikar; ich freute mich zum voraus Ihrer Gelehrsamkeit; nun Sie mir auch Ihre Bibliothek öffnen, das weiß ich hoch zu schätzen. Aber wie gesagt, ich muß vor allem das Nothwendigste studiren und sammeln, was zu haben meine Pflicht ist; ich muß lernen, wenn ich lehren will. Mein Hauptstudium ist der Text nicht seine Geschichte, denn von dieser könnte ich in Predigt und Kinderlehre und in der Seelsorge gar nichts brauchen". „Sie können aber, sagte der Pfarrer, den Text nicht studiren ohne Kritik; Sie sollen der Gemeinde nur Echtes geben. Und da lassen Sie sich doch ja leiten, dieß ist mein erster Rath und wird mein letzter sein, lassen Sie sich ausschließlich leiten von den ewigen Gesetzen der Natur und den eben so klaren als einfachen Wahrheiten der Vernunft". „Wir sollen täglich beten, sagte der Vikar, um den Geist, der in alle Wahrheit leitet; denn aus uns selber und ohne ihn können wir nichts thun".

Der Pfarrer hörte das nicht gern, er antwortete nicht, aber in dem Blicke, den er dem Vikar gab, lag etwas Verweisendes, zur Bescheidenheit mahnendes. Das

Auge und die Miene des Vikars aber war die sicherste Entschiedenheit.

„Ueber die Bedingungen, unter denen Sie bei mir eintreten, fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, sollten wir zunächst reden“. „Ich habe sie Ihnen in meinem letzten Briefe gestellt“, sagte der Vikar. „Aber die Vikarbesoldung“? fragte der Pfarrer. „Diese zu bestimmen, auch das überlasse ich Ihnen“, antwortete der Vikar. „Nun, Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, fuhr der Pfarrer fort; Wohnung, Heizung, Licht, Wäsche, Bedienung und den Tisch haben Sie unentgeldlich; mein Tisch ist einfach, aber ich denke, er wird Ihnen genügen, Morgens und Abends haben Sie Kaffe, Mittags meist Fleisch und Gemüse, Nachts eine Suppe nebst etwas Zukost. Wein trinke ich keinen. Wünschen Sie ihn, so wird Ihnen Mittags ein Glas aufgestellt“. „Ueber das Alles bin ich einverstanden, sagte der Vikar; Wein trinke auch ich in der Regel nicht, doch bei anstrengenderen Arbeiten werde ich mir nach Ihrem Anerbieten ein Glas ausbitten“.

„Was die Geschäfte betrifft, fuhr der Pfarrer fort, so behalte ich mir vor erstens die Pfarrregister noch selber fortzuführen; sobald mir der Arzt es wieder erlaubt, werde ich selber predigen, wenn ich dazu Lust habe, Sie aber halten für einmal die Unterweisungen und die Kinderlehren allein“. „Und wie steht es, fragte der Vikar, mit dem Schul-, Haus- und Krankenbesuch, mit den Sitzungen des Sittengerichtes, der Schul- und Armenpflege, mit den Schreibereien“?

Der Pfarrer antwortete: „die Schule brauchen Sie eigentlich nicht zu besuchen; die untere Schule hat einen so altersschwachen Lehrer, daß da nichts zu helfen ist; wenn er nur bald stürbe; der Oberlehrer Ries dann bedarf weder Aufsicht noch Leitung; der ordentliche Schulaufseher ist der Herr Schulrath Kleiner. Hausbesuche sind in Waldbrunn fast nicht einmal möglich zu machen, denn die Leute sind am Werktage in den Fabriken der Stadt und am Sonntage im Wirthshaus. So viel ich kann, werde ich selbst dem Sittengericht, der Armen- und Schulpflege beiwohnen; ich werde auch Tauf-, Verkünd- und andre Scheine selbst ausfertigen. Tabellen und das Briefwesen haben Sie zu besorgen. So bleibt Ihnen, was mich für Sie freut, zum Studium immer noch eine schöne Zeit. Für den Konfirmandenunterricht brauchen Sie wöchentlich nicht mehr als zwei und gegen Ostern etwa drei Stunden zu verwenden, für die Vorbereitungsklasse eine oder höchstens zwei Stunden in der Woche“. „Es wird in beiden Klassen, sagte der Vikar, auf die Kenntnisse der Schüler ankommen, ob sie mehr oder weniger Stunden nöthig haben“. „O, sagte der Pfarrer, an der gehörigen Vorbereitung der Schüler zumal der Konfirmanden dürfen Sie nur gar nicht zweifeln; sie sind im Denken geübt; der vortreffliche Lehrer Ries geht hierin mit mir Hand in Hand. Den müssen Sie zunächst besuchen, und sich bemühen, mit ihm gut zu stehen. Ueber die andern Verhältnisse in der Gemeinde werde ich Sie in den nächsten Tagen belehren, wie sich die Gelegenheit bieten wird. Jetzt

richten Sie sich in Ihrem Zimmer ein; und mir werden Sie erlauben, daß ich mit meinen Arbeiten fortfahre; ich bin ohnehin mit denselben noch weit im Rückstande“.

XIV.

Der Vikar stieg, von Martha geleitet, mit schwerem Herzen in sein Zimmer hinauf. Martha, obschon sie dem Gespräch der Beiden nicht zugehört hatte, mochte merken, was nun den Vikar so ernst stimme. Sie sagte im Hinaufgehen: „Sie werden, Herr Vikar, bei uns voraus Geduld nöthig haben. Alter und Einsamkeit haben den Herrn Pfarrer unbeweglich gemacht“. „Er hat mich, sagte der Vikar, weniger unfreundlich aufgenommen als ich erwartet; denn der Vikar ist nur höchst selten willkommen; über des Pfarrers Ansichten war ich unterrichtet“. „Aber Sie fanden dieselben wol noch greller als Sie vermutheten, fuhr Martha fort; ich theile sie nicht; möge Ihnen diese Aeußerung nicht zudringlich scheinen“. „Ich danke Ihnen, sagte der Vikar, daß Sie mich alsobald orientiren, so weiß ich doch, daß ich nicht allein stehe“.

Sie öffnete ihm sein Zimmer. „Da ist's freundlich, sagte er, warm, heimlich; welch eine reizende Aussicht, auch da in das Seitenthälchen; hier läßt sich's arbeiten. Gebe mir Gott hier viele gesegnete Stunden“.

„Hier sind Ihre Schränke, sagte Martha, sie öffnend,

und hier, in das Ofenrohr deutend, warme Pantoffeln. Und haben Sie etwas nöthig, so klingeln Sie". Und so verließ sie ihn. „Manche, dachte der Vikar, hätte jetzt noch sich anerboten, mir auspacken zu helfen; sie hat's aus Bescheidenheit nicht gethan".

Er sah sich noch etwas näher im Zimmer um, schritt dann eine Weile ab und auf seine Stellung überdenkend, wurde dann zum Kaffe gerufen und nach demselben fing er an aus seinen Koffern in die Schränke einzuräumen. Dieß beschäftigte ihn den Rest des Tages.

Der Vikar hatte die Gewohnheit, früh zu Bette zu gehen und Morgens um vier, spätestens um fünf Uhr an der Arbeit zu sein. Ein nicht aufgeräumtes Zimmer mochte er nicht leiden, es mißstimmte ihn. Darum hatte er auf vorigen Vikariaten, da er oft Morgens lange auf die Magd und den Kaffe warten mußte, fortgefahren, wie er es in den Studienjahren getrieben, er kochte den Kaffe selbst, brachte Bett und Zimmer in Ordnung und während er dieses durchlüftete, ging er zum Brunnen, weil ihm da das Wasser zur Waschung nicht zugemessen war. In diesem Hause fand er nun, was ihm doppelt angenehm war, in der Küche selbst einen laufenden Brunnen. So hatte er nun hier den ersten Kaffe gekocht. Sein Zimmer war in Ordnung und noch hübsch warm, der Vollmond, der eben im Untergehen war und über dem Rande der westlichen Anhöhe stand, schaute herein, die Sterne glitzerten noch; seinem betenden Blicke waren es die Lichter aus dem Chore der Ewigkeit.

Jetzt saß er da an seiner ersten Morgenarbeit, an seinen alt- und neutestamentlichen Studien.

Nebenbei genoß er seinen Kaffe; er mundete ihm ungemein; so würzige Milch hatte er auf seinen bisherigen Vikarstellen noch nie erhalten.

Als etwas vor sechs Uhr die Morgenglocke ertönte, hatte er schon seinen hebräischen Bibelabschnitt durchgearbeitet. Jetzt hörte er auch die Leute am Pfarrhause vorübergehen, welche den Fabriken der Stadt zueilten. Diese wußten, daß gestern der Vikar angekommen, schauten zu dem Licht in seinem Zimmer hinauf und einige sagten: der muß schon frühe anfangen, an seiner Predigt zu studiren; andre: wir haben gehört, er treibe es wie die Kapuziner und stehe um Mitternacht auf, um zu beten oder zu plappern.

Der Vikar aber blickte mit Seelenfreude von seiner Arbeit auf; er konnte von seinem Tische aus den Morgen kommen sehn. Er dachte der vielen Genüsse, die ihm schon damit zu Theil würden. Und gerade jetzt röthete sich der Morgen aufs schönste, und rosenfarbnes dünnes Gewölke schwebte der Sonne voran über dem beschneiten Waldsaume der östlichen Hügel. Er mußte aufstehen um zu sehen, wie das Licht nun in's Thal ströme; die Gipfel glänzten ihm von dem fernen Gebirge im Süden her, die Felsen und beschneiten Halden der näheren Berge schimmerten in röthlichem Schein; aus nahe und fern gelegenen Dörfern glitzerten Fenster, Gibel und Thürme, auch der Bach durchs Thal hinab funkelte stellenweise im Morgenlicht; der das nahe Dorf zunächst

umschließende bereifte Wald der Obstbäume stand in Einem Schimmer. Es klang in seiner Seele das Morgenlied:

Die goldne Sonne
Voll Freud und Wonne
Bringt unsern Gränzen
Mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.

Als er dann auch den neutestamentlichen Abschnitt beendigt, fing er an, sich auf seine Antrittspredigt vorzubereiten. Es folgte der erste Adventssonntag; und er gedachte zu reden über das Wort des Jesaias: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, der die Herrschaft hat auf seiner Schulter und er heißt Wunder, Rath, Gottheld, ewiger Vater, Friedefürst.

So hatte er bis in die Mitte des Vormittags gearbeitet; um eilf Uhr sollte er den Konfirmanden die erste Unterweisungsstunde geben; vorher wollte er nun noch die Schulen besuchen.

Er ging zuerst in die untere Schule. Der alte Lehrer Walter begrüßte ihn herzlich. „Seid Gott willkommen, Herr Vikar; es ist schon lange, lange kein Geistlicher in meiner Schule gewesen“. Die Kinder waren aufgestanden, als der Vikar eingetreten, und stille und sittsam stehen geblieben. „Grüßet den Herrn Vikar, liebe Kinder, sagte der Lehrer, saget: Gott grüß Euch“! „Gott grüß Euch, Herr Vikar“, sagten alle Kinder im Chor. „Sehet liebe Kinder, fuhr der Lehrer fort, der Herr Vikar ist nun euer Seelsorger und euer oberster

Lehrer, dem müßt ihr aufsagen, er wird sehen, ob ihr ordentlich lesen könnet, ob ihr die biblischen Geschichten wisset, ob ihr die Sprüche der heiligen Schrift und die Lieder aus dem Gesangbuche recht auswendig gelernt habet, ob ihr auch beten könnet; die braven von euch wird er lieben; die trägen und ungehorsamen kann er nicht lieben, er wird sie mit Ernst vermahnen, bis sie folgen. Nicht wahr, ihr wollet alle geliebt sein«? »Ja«! riefen sie im Chor.

Es war dem Vikar eine herzliche Freude, hier eine Schule zu finden, die schon in ihrer äußeren Erscheinung, in ihrer Reinlichkeit und Ordnung, mit ihrer gesunden Luft, durch das heitere und doch bescheidene, liebevolle Wesen der Kinder, so wie durch die milde Väterlichkeit des würdigen Greisen sich als eine gute verkündete. Der Lehrer fragte, was für Uebungen er nun vornehmen solle. »Lasset mich im kurzen, sagte der Vikar, hören, auf welcher Stufe Eure Schule stehe«. »Nun, sagte der Lehrer, so sollen die älteren Schüler auf ihre Schiefertafeln eine kleine Erzählung schreiben, während die unterste Klasse liest. Stellen Sie, Herr Vikar, der obern Klasse eine Aufgabe«. »Wissen sie, fragte der Vikar, die biblischen Geschichten des Neuen Testaments«? »Ja«. »Nun so erzählet wie Christus geboren ward«. Während die ältern nun schrieben, lasen die kleineren recht ordentlich. Die ältere Klasse schrieben die wenigen Zeilen auch meist zur Zufriedenheit und wußten darnach einige biblische Geschichten des Alten und Neuen Testaments verständig zu erzählen; sie spra-

chen einige Lieder, und rechneten und sangen etwas, Alles auf eine erfreuliche Weise. Stille und Aufmerksamkeit herrschte fortwährend; der Lehrer schien die Milde, Güte und Geduld selber. Beim Weggehen sagte der Vikar: „Ich werde nun oft und oft zu Euch kommen; ich habe bei Euch und Euren Kindern eine rechte Freude gehabt“. Zu den Kindern sprach er auch noch einige freundliche Worte.

Vor der Thüre der obern Schule hörte der Vikar, während der Lehrer Ries unterrichtete, unordentliches Geräusch unter den Kindern, Kichern, Flüstern und Schwatzen. Als er hineintrat, standen die Schüler nicht auf. Der Lehrer lüpfte etwas die Kappe, ließ sie dann aber sitzen, legte aber doch die Cigarre weg, die er geraucht, und ehe er grüßte, machte er dem Vikar ein Gesicht, als wollte er fragen: was habt Ihr für ein Recht, hier unangemeldet einzutreten und was hat der Pfaffe hier zu thun? „Was steht zu Diensten, Herr Vikar? sagte der Lehrer dann“. „Ich fange an, meine pflichtgemäßen Schulbesuche zu machen, Herr Lehrer“, sagte der Vikar mit aller Gelassenheit. „Nun denn, entgegnete der Lehrer, so werde ich mit meinem Unterrichte fortfahren, wie wenn Niemand da wäre“. „Ganz recht“, sagte der Vikar lächelnd. Der Lehrer fuhr also fort im deutschen Sprachunterricht und lehrte und fragte über Deklination und Konjugation, über Subjekt und Prädikat, direkte und indirekte Rede. In der Zeit untersuchte der Vikar die Bücher und Schriften jedes einzelnen Schülers. Der Lehrer sah dies ungern. Er be-

merkte: „Es ist nicht Alles korrigirt. Es ist aber auch ein Grundsatz der Pädagogik: Die Schüler sollen den Unterricht nicht in den Heften sondern im Kopf haben". Der Vikar antwortete nicht und fuhr fort und ging von einem Schüler zum andern. Das Schwatzen und Lachen derselben dauerte fort. Es kostete den Vikar große Ueberwindung, die Schüler, die unmittelbar vor seinen Augen unruhig waren, nicht an Ordnung und Stille zu mahnen. Der Lehrer fragte dann noch mancherlei aus der Geschichte, Geographie, Naturkunde, Arithmetik und die Schüler wußten da ziemlich guten Bescheid. Sprechen ließ dann der Lehrer noch, gewiß um den Vikar zu ärgern, einige Lieder von Heine und Herweg und Sallet.

Während des Vikars Abwesenheit war Martha in sein Zimmer gegangen, es aufzuräumen. Aber siehe, da war schon Alles in der besten Ordnung und wie von einer Frauenhand zurecht gestellt; jetzt waren auch die Wände geschmückt, die gestern hatten nackt bleiben müssen. Der Vikar hatte einige schöne Bilder mitgebracht, über seinem Tische hing ein seltner Kupferstich, ein Crucifix von Dürer, an den anderen Wänden eine Reihe kleinerer Photographien berühmter Gemälde und einige Handzeichnungen des Vikars, jedes einzelne Bild freilich nicht von einem breiten köstlichen Rahmen eingefaßt, sondern sein schützendes Glas nur mit einem schmalen Streifchen Goldpapier umgeben. Auch die unschöne Fläche des alten tannenen Tisches war nun durch Bücher und Mappen ganz überdeckt; alles stand da schmuck und fein geordnet. Das plumpe Schreibzeug war weg-

geschafft, der Vikar hatte ein eigenes niedliches hergebracht. Die Bücher, die er auf dem Tisch gegen die Wand aufgestellt, waren Bibeln, Kommentare, Wörterbücher, Konkordanzen; einige mit bunten Papieren überzogene Theke, die daneben standen, trugen Ueberschriften der verschiedenen theologischen Wissenschaften, der Literatur und Geschichte und schienen Auszüge zu enthalten. Die Schlüssel an den Schränken waren nicht abgenommen. Martha konnte sich nicht enthalten, ein wenig hinein zu gucken, ob auch hier alles in so feiner Ordnung sich befinde; in dem einen Schrank sah sie zwar wenig aber meist neue und feine Kleider, eine Menge der besten Wäsche, alles geordnet wie von einer Wäscherin; im andern Schrank waren die Bücher, alle gleich eingebunden nicht glänzend aber geschmackvoll, da standen zunächst Reihen theologischer Werke. Dem Namen nach waren sie ihr nicht unbekannt; da sah sie jetzt unter andern die Kommentare Calvins, über welchen der Pfarrer nie ohne Ingrimm reden konnte, da waren Dogmatiken, Kirchengeschichten, Predigtsammlungen von Männern, die der Pfarrer schon scharf kritisirt hatte, da waren sogar Werke von Mystikern und Theosophen, vor denen sich der Pfarrer behüten und besegnen würde. In einer obern Reihe sah sie eine Auswahl geistlicher Liederdichter, den Gerhard, Tersteegen, die Ludämilia, Hiller, Lavater, Arnd, Spitta, Gerock und andre. „Ja, dachte sie, welch eine Seelenweide; denn der Art war in des Pfarrers Bibliothek keine Silbe. Jetzt besorgte Martha noch die Blumen, schaute sich dann noch ein-

mal im Zimmer um, das so schmuck geworden war, und nach etwas suchte noch ihr Auge, nach des Vikars Tabakspfeifen oder Cigarrenbüchsen; es zeigte sich nichts der Art, es war auch im Zimmer, was ihr sogleich aufgefallen, keine Spur von Tabak. „Sollte er sogar auch nicht rauchen? während der Pfarrer den ganzen Tag in seinem übelduftenden Qualm sitzt“.

XV.

Am Mittagessen fragte der Pfarrer: „Wie haben Sie die Konfirmandenklasse gefunden? ich denke gut, sehr gut, schon recht vorgerückt im vernünftigen Denken“? „Ich will noch nicht urtheilen, sagte der Vikar; man kennt eine Klasse nur, wenn man jeden einzelnen Schüler näher hat prüfen können. Erlauben Sie mir daher noch einige Tage, bis ich ein oberflächliches Urtheil über die Klasse abgebe; ein gründliches werde ich erst am Ende des Kurses haben“. „Es versteht sich auf jeden Fall, fuhr der Pfarrer fort, daß Sie in diesem Konfirmandenunterricht keinen andern Leitfaden brauchen, als welchen ich den Schülern diktire und seit einigen Wochen durch den Lehrer Ries diktiren ließ. Sie werden sehen, es ist ein einfacher biblischer Unterricht, ein Auszug und eine wohlgeordnete Zusammenstellung der Vernunftwahrheiten der Bibel. Ich brauche diesen Leitfaden seit dreißig Jahren; die Gemeinde weiß von nichts anderm; den alten Heidelberger Katechismus unseligen,

ja vermaledeiten Andenkens kennen die meisten Leute nicht einmal mehr dem Namen nach; mein Leitfaden hat sie auf ganz andre Wege geleitet und nur einige alte Mütterchen und etwa ein Pietist wie Peter und seine Sekte jammern, daß das heilige Buch nicht mehr auswendig gelernt werde".

„In unserm Lande, sagte der Vikar, hat jeder Pfarrer und also auch jeder Vikar die Freiheit, zu seinem Konfirmationsunterricht seinen Leitfaden selbst zu wählen. Ich habe den Ihrigen noch nicht näher ansehen können. Ich hielt mit den Konfirmanden vorläufig nur eine Leseübung und ließ sie, da wir in den Advent getreten, den Anfang des Evangeliums Lukas lesen. Es befremdete mich aber, daß die wenigsten ihr Testament mitgebracht haben; ich mußte die Exemplare, die der alte Walter in seiner Schulstube hat, benützen lassen. Ich will nämlich meinen Unterricht in seiner und nicht in der obern Schule ertheilen". „Und warum"? fragte der Pfarrer. „Sie ist heiterer, antwortete der Vikar, und sie wird reinlicher gehalten und scheint mehr durchlüftet zu werden; auch ist sie ja um eilf Uhr leer wie die obere". Daß er so dem Oberlehrer Ries weniger begegne, verschwieg der Vikar.

„Es scheint freilich gleichgültig, erwiederte der Pfarrer, ob der Konfirmationsunterricht in der obern oder untern Schule ertheilt werde und doch ist es nicht dasselbe. Diesen Unterricht erhalten ja nur die ältern Schüler, und diese gehören in die obere Schule; geht man mit ihnen in die untere, so sagen die Schüler, sie

gehören nicht mehr in diese, das erzeugt Unwillen und auch bei den Eltern ein Gerede. Man frägt: warum? und so hat die Klatsch- und Verläumdungssucht einen neuen Stoff. Die Pastoralklugheit lehrt, alles der Art vermeiden. Und warum ließen Sie lesen? Zweifeln Sie denn, ob meine und des Oberlehrers Schüler lesen können? Sie hätten sich diese Mühe ersparen dürfen und zweckmäßiger wäre es gewesen, Sie hätten gerade aus meiner Anleitung zum vernünftigen Denken in der Religion einige Seiten lesen lassen, so wären Sie durch die Kinder selber in den rechten Lehrgang eingeführt worden. Und warum ließen Sie gerade den Anfang des Evangeliums Lukas lesen? Diese abgeschmackten Fabeleien! Sie sind einer der vielen Abschnitte der Bibel, die ich nie lesen lasse. Ich weiß zwar wohl, der Schulmeister Walter, der alte Narr, läßt um die Festzeiten herum ausschließlich diese sogenannten Festgeschichten lesen, und da genügt ihm der Auszug davon in den biblischen Erzählungen nicht; und darum suchte er von der frommen Bibelgesellschaft genugsam Exemplare des Neuen Testaments in seine Schule zu bekommen. Und so war beiden geholfen, die Bibelgesellschaft hatte Gelegenheit, aus englischem Geld ein Geschenk zu machen und ein verdienstliches Werk mehr zu verrichten und der Lehrer konnte sich durch seine Bitte um ein solches Geschenk als der frömmere Lehrer zeigen. Die Schulpflege und auch der Schulrath Kleiner will nicht, daß das Neue Testament in der unteren Schule gelesen werde; allein da man nicht alle Stunden nachsehen

kann, was der eigensinnige, alte Mann treibt, so liest er doch immer wieder diese Fabeleien mit den Kindern, und die Exemplare des Neuen Testaments können nicht aus der Schule weggenommen werden, denn sie sind des Lehrers Eigenthum und er verwahrt sie in seinem Schranke; er muß Ihnen also diesen offen gelassen haben".

„Allerdings, sagte der Vikar; und da fand ich denn auch eine hinreichende Anzahl Kirchengesangbücher".

„Auch diese, fuhr der Pfarrer fort, hat der schwache Mann, der unverdienter Maßen bei den Frommen viel gilt, zum Geschenk erhalten, und läßt auch aus diesen meist so geschmacklosen als unvernünftigen Liedern vieles lesen und auswendig lernen, ja er singt sogar mit seinen Kindern, die noch in dem Alter sind, für die das Schulgesetz noch keinen Gesangunterricht fordert. Auch Traktätlein theilt der fast kindisch gewordene Greis aus; Sie werden dergleichen wol auch in seinem Schranke gefunden haben. Er erhält auch von den Frömmlern in der Stadt Geschenke, um seinen Kindern zur Weihnacht einen Baum zu rüsten und Traktätlein auszutheilen und zur Ostern Ostereier zu schenken und wiederum Traktätlein; und so wird durch ihn mit Lebkuchen und Heiligenbildern der alte Aberglauben unterhalten und auf eine Weise missionirt, wie die Jesuiten missioniren. Er hat auch in seinem Hause eine sogenannte Jugendbibliothek, meist seichte und frömmelnde Schriften, die aber doch in den orthodoxen Haushaltungen gelesen werden; derer ist aber nur noch eine kleine Zahl. Und sehen Sie,

Herr Vikar, schon dadurch, daß Sie in Walters Schule Ihre Unterweisungen halten wollen, machen Sie sich zum Parteimann. Daher kam Walters Anerbieten. Denn so unvernünftig die Frömmler sind, an Schlauheit hat es ihnen nie gemangelt. Geben Sie daher künftig Ihren Unterricht in der obern Schule und lassen Sie überhaupt Alles im bisherigen Gang, da Ihres Bleibens hier doch nicht sein wird".

Der Martha waren diese Worte des Pfarrers herzlich leid. Sabine aber den Kopf senkend und fortessend lachte darüber in sich hinein. Der Vikar war ihr nicht so freundlich begegnet, wie sie erwartet hatte und wie sie als Meisterin im Hause glaubte erwarten zu dürfen. Daß die Jungfer Martha beim Vikar mehr gelte, hatte die Sabine vom ersten Augenblick an gemerkt und war auch gegen die Martha noch unfreundlicher, weil sie meinte, sie selber sei von der Martha beim Vikar bereits verläumdet worden. Der Vikar aber war bei des Pfarrers Vortrag über Pastoral-Klugheit durchaus gelassen geblieben; dergleichen Ansichten waren ihm nicht fremd. Er blieb in solchen Gesprächen dem Pfarrer vorüber aufmerksamer Zuhörer und ruhiger Beobachter und ließ ihn sich ausreden und machte an ihm seine Studien.

Im Dorf herum war nun durch die Berichte der Schulkinder und der Konfirmanden über den neuen Vikar schon viel Gerede. Das sei ein freundlicher Herr, sagten die kleinen Kinder. Der Oberlehrer, berichteten die älteren Schüler, habe beim Weggehen des Vikars

gesagt: „Es scheint, eure Schriften haben dem Vikar nicht gefallen und es habe ihm überhaupt unsre Schule nicht geschmeckt; das hat aber nichts zu bedeuten“. Die Konfirmanden aber brachten heim: „Es sei beim Vikar ganz anders als beim Pfarrer oder beim Ries. Der Vikar habe zuerst Ordnung gemacht, sie haben nicht sitzen dürfen durcheinander wie bisher; er habe sie alle aufgerufen und dann nach dem ABC gesetzt, die Knaben vorn und hinter ihnen die Töchter; er habe jedes, wie es vorgetreten, etwas angesehen und dann befohlen, daß jedes in der nun gemachten Ordnung seinen Platz in der Unterweisung und Kinderlehre behalten müsse unfehlbar. Dieses Wort „unfehlbar“ habe er so gesagt, daß man wohl habe merken mögen, er werde Ordnung halten können. Dann habe er freundlich und ernstlich ihnen gesagt, wie er erwarte, daß sie sich während der ganzen Konfirmationszeit in der Schule und Kirche, im Hause und überall ordentlich betragen werden, darnach haben sie aufstehen müssen und er habe mit ihnen gebetet. Einige Töchter sagten: es seien ihnen die Augen überlaufen. Endlich haben sie in der Bibel lesen müssen; allein das sei gar nicht gut gegangen. Ans Schwatzen und Lachen und Possen machen habe da aber keines gedacht. Deß achte sich der Pfarrer und auch der Ries nicht viel, allein der Vikar stehe immerdar vor der Klasse, er habe ein gar gutes Auge und Ohr. Er sei zwar freundlich, aber man müsse sich doch vor ihm fürchten. Die Bibel könne er auswendig; denn er selber habe das Testament nicht in der Hand gehabt und doch überall

gewußt, wie es heiße, wenn der Lesende einen Fehler gemacht oder sich überlugt habe. Auch habe da keiner gewußt, wann er zum lesen aufgerufen werde. Er habe auch sogleich alle beim Namen gekannt. Während des Lesens habe er in ihren Schriften geblättert und das nachgesehen, was bisher der Ries diktirt, und doch habe er jeden Fehler des Lesenden bemerkt. Am Ende habe er dann das erste und zweite Kapitel Sankt Lukas vorgelesen. Es könne weder der Pfarrer noch der Ries so lesen. Er habe auch zum Schlusse gesagt, die Konfirmanden brauchen nicht mehr Schriften und Federn mitzubringen, sondern bloß das Neue Testament. Endlich habe er wieder gebetet und aus der Schule gekommen sei es ihnen vergangen, wieder zu lärmen und zu springen, wie dieß geschehe, wenn sie der Pfarrer oder der Ries gehen lasse, sie seien alle jedes für sich stille heimgegangen.

Besonders umständlich hatte die Großmutter Salome auf den Berghöfen ihre Enkelin Verena über Alles aus der Unterweisung ausgefragt. „Gott Lob und Dank, sagte sie, der scheint wieder ein evangelischer Prediger zu sein. Schon gut, daß er des Pfarrers Vernunftschrift nicht haben will. Sagt doch Paulus: Denn die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen, damit wir verstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi. Freilich würde es mir besser gefallen, der Herr Vikar ließe euch den

Heidelberger Katechismus in die Unterweisung nehmen, statt das Neue Testament. Aber ich sehe schon, eins wird nach dem andern kommen. Gegen das Neue Testament kann der Pfarrer nichts einwenden. Wenn ihr Kinder dann aber nicht mehr des Pfarrers Schrift schreiben und abschreiben müßt, und du nicht mehr so viel köstliche Zeit mit diesem Papierversudeln verderben mußt oft in die Nacht hinein, so mußt du mir den Katechismus auswendig lernen. Du kannst den Herrn Vikar fragen, ob das nicht nützlich und nöthig sei; auch noch mehr Lieder mußt du lernen, aber nicht solche liederliche Possen, wie sie der Ries aufgiebt. Und sage, Verena, hat der Ries oder der Pfarrer auch einmal mit euch gebetet vor oder nach der Unterweisungsstunde"? „Nein, sagte Verena, es betet in der Schule Niemand als der alte Walter". „Auch das gefällt mir, fuhr die Großmutter fort, daß der Herr Vikar euch in Walters Stube unterweist. Wohl dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen".

Auch dem Peter gefiel, was sein Knabe Jakob aus der Unterweisung berichtete. „Du wirst doch recht gelesen haben"? fragte er den Knaben. „Ja, antwortete dieser; nur als die Verena ab den Höfen las und noch ein Paar andre und ich, mußte der Vikar nicht alle Augenblicke sagen: es ist nicht recht, es heißt nicht so". „Hat er Euch nicht gelobt"? fragte der Vater. „Nein, antwortete der Knabe, er hat auch keinen getadelt, sondern nur immer gesagt: nicht so, nicht so". „Er hat aber doch gemerkt, sagte Peter, welche Kinder zu Hause

in der Bibel lesen und welche nicht, und eben das hat er wissen wollen. Ich merke den Herrn Vikar gar wohl. Seid ja recht aufmerksam bei ihm; der wird euch recht unterweisen". „Ja, sagte der Knabe, das haben wir schon gemerkt, wie er zur Stube hereingekommen ist".

Ries und Rauber aber, wie sie von dieser ersten Unterweisungsstunde erzählen hörten, sagten: „Dieser Vikar muß auch wenig wissen, daß er eine ganze Stunde hindurch nur lesen läßt; so könnte am Ende auch der Dorfwächter Konfirmationsunterricht ertheilen. Oder meint er etwa, die Waldbrunner können nicht lesen? Da weiß er nicht, daß auch in unser Dorf Zeitungen kommen und daß uns die der Gemeindeschreiber oder der Weibel oder der Seckelmeister vorliest".

Der Ries und Rauber wußten zwar wohl, daß der Vikar etwas mehr als nur lesen könne. Allein sie waren bemüht, eine ungünstige Meinung über ihn zu verbreiten. Wie ein solcher predigen werde, sagten sie, könne man schon errathen; es werde elend genug sein; sie einmal gehen nicht in seine erste Predigt, sie werden an Kommunion- und Festtagen noch früh genug dazu kommen, ihn hören zu müssen. Wie sie dann aber vernahmen, daß das ganze Dorf, durch das Gerede über den Vikar und seine ersten Unterweisungsstunden zur Neugierde gereizt, in seine erste Predigt wolle, hielten auch Ries und Rauber es für räthlich, mitzugehen, damit, wenn der Vikar etwa von einigen sollte gelobt werden, sie dann nach eigenem Anhören widersprechen könnten.

XVI.

Der Vikar hatte sich auf seine erste Predigt sorgfältig vorbereitet. Er sah auch mit besonderer Freude den Morgen sich wieder röthen an dem Sonntag, da er in Waldbrunn das erste Mal auftreten sollte. Andacht hatte ihn in eine festliche Stimmung gehoben.

Die Kälte hatte abgenommen. Als es läutete, sah er ganze Schaaren Männer und Frauen den Kirchweg herauf kommen. Der Sigrist kam auch ins Pfarrhaus und holte Bänke und Stühle; es sei in der Kirche fast kein Platz mehr, auch die Gänge seien ganz erfüllt. Das war der Sabine nicht recht, noch Gestühl herreichen zu müssen, da sie schon in ihrem Sonntagsputze bereit stand und der war nicht gering und glänzte von Seide und Sammt, während Martha ein ganz einfaches Kleid von schwarzem Wollenstoffe trug. „Was haben doch die Leute für ein Geläuf! rief Sabine, der Vikar wird auch sein wie jeder andre Vikar. Jungfer Martha reichet Ihr den Leuten die Stühle; gewiß seid Ihr nicht umsonst gestern und vorgestern noch im Dorf herumgelaufen, der Vikar wird Euch eben geschickt haben, die Leute zusammenzuweibeln; so seien auch der Walter und Peter im Ober- und Unterdorf in allen Häusern ihrer Betschwestern und Stündler gewesen, daß doch Niemand heute in der Predigt fehle, ja der Peter sei sogar deßwegen auf die Berghöfe gegangen. „Deine Worte, sagte Martha ruhig, passen wenig genug zu Deinem feinen Putz“. „Ich kann, antwortete Sabine,

aus meinem Gelde Kleider kaufen, wie ich will, das geht Niemand etwas an und auch Euch nicht, und solltet Ihr auch vor Neid gelb werden". Martha schwieg und reichte noch einige Sessel und ging dann selbst in die Kirche, ohne auf die Sabine oder den Vikar zu warten. Sonst ließen die Hausgenossen den Pfarrer voran gehen in die Kirche und folgten dann hinter ihm. In der Kirche nahm Martha noch zwei oder drei ältere Frauen, die keine Sitze mehr fanden, in den Pfarrstuhl. Als Sabine dann etwas später kam, warf sie schon unter der Kirchenthür der Martha grimmige Blicke zu und sagte dann in den Pfarrstuhl tretend: „Es gehört eigentlich Niemand in den Pfarrstuhl als das Pfarrhaus"! Die Frauen wollten weichen, da sagte Martha: „Bleibet ruhig sitzen, wir haben ja alle genug Platz". Sie unterdrückte das Wort: „Die Magd wird doch nicht das ganze Pfarrhaus sein". Sabine stand oben an im Stuhle und stellte sich in ihrem auffallenden Putze vorn breit hin und faltete die Hände und senkte den Kopf, als bete sie.

Der Pfarrer hatte von seinem Arbeitstische auch auf den Kirchweg hinuntergeblickt. Solche Schaaren hatte er noch nie heraufkommen gesehn. Er selber traf seit vielen Jahren in seiner Kirche nur wenig Zuhörer, im Winter oft kaum zehn oder fünfzehn Frauen; Vorgesetzte und Hausväter gar keine. Als er jetzt das Volk alt und jung herströmen sah, tröstete er sich: „Die Waldbrunner sind zwar keine Athenienser, aber doch wie diese auf nichts andres gerichtet, denn etwas Neues zu sagen oder

zu hören. Nach zwei oder drei Wochen ist das schon wieder ganz anders, und werden die Waldbrunner am Sonntagmorgen wieder in ihren warmen Wohn- und Wirthsstuben bleiben“. Somit fuhr er um so eifriger in seiner Arbeit fort und schaute nicht mehr auf noch zum Kirchweg hinunter.

Als er den Vikar die Treppe herab kommen hörte, rief er ihn noch herein und sagte: „Nehmen Sie doch hier meine Liturgie mit und sprechen Sie die Gebete, wie ich's nun seit mehr als dreißig Jahren hier gethan und wie die Leute gewöhnt sind, sie zu hören. Die alte unvernünftige Formel, die Sie entweder gestrichen oder mit einem verständigen Worte verbessert finden, würde, wenn Sie sie jetzt brauchten, den meisten wie etwas Neues und von Ihrer Seite als etwas Willkürliches tönen. Bleiben Sie überhaupt auch hierin im bisherigen Gang. So wäre es mir auch lieber gewesen, Sie hätten statt dieses lutherischen Chorrockes, den Sie tragen, bloß mein Mäntelchen umgelegt. Sie wissen, Bullinger hat sogar in einem rothen Brusttuche gepredigt. Was geht uns Luther an und sein Chorrock? Dieser ist eben auch noch eine Reliquie seines Mönchthums, welches er nie ganz ausgezogen“.

„Sie hätten mir Ihre Liturgie vor einigen Tagen schon geben sollen, sagte der Vikar. Jetzt kann ich sie nicht mehr durchlesen“. „Ich hätte können, antwortete der Pfarrer; allein die Liturgie ist Ihnen bekannt, und meine angebrachten Verbesserungen sind groß und deut-

lich geschrieben; Sie werden kein Hinderniß finden und ich verlange, daß Sie sich an meine Redaktion halten".

„Ich kann's nicht versprechen, antwortete der Vikar; aber jetzt ist nicht mehr Zeit zu Erörterungen; die Gemeinde ist versammelt und die Zeit des Geläutes vorüber. Er wollte des Pfarrers Liturgie liegen lassen. Dieser aber drängte sie ihm auf und sagte nochmals: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie meiner Weisung nachkommen".

„Ich kann es nicht versprechen", sagte der Vikar nochmals, und ging. Der Auftritt hätte ihn verstimmen können; allein seine heutige Aufgabe war ihm zu wichtig.

Sehr zahlreiche Versammlungen in seinen Predigten zu sehen, dessen konnte er sich bisher erfreuen. Die gedrängt erfüllte Kirche war ihm daher keine Ueberraschung, aber eine Freude. Niemand sah an ihm eine Spur von Befangenheit. Dem Ries und Rauber war das nicht recht; ein schlotternder Vikar wär' ihnen lieber gewesen. Der Vikar las das zu singende Lied vor inbrünstig, es war ein Gebetslied, er betete es. Welch eine schöne Stimme, mochten viele denken, wie kräftig und weich und welch ein Klang und welche Deutlichkeit! Während des schlechten Vorspiels des Organisten sah der Vikar in des Pfarrers Liturgie. Er legte sie aber alsbald wieder auf die Seite. Der Anfang des Sonntagsgebetes vor der Predigt: „Barmherzigkeit, Gnade und Friede verleihe uns Gott durch seinen eingebornen Sohn", war durchgestrichen und darüber geschrieben: Erheben wir unsre Gedanken zur ewigen Vorsehung. Er sah, daß

durchs ganze Buch auf solche Weise mehr durchgestrichen als stehen geblieben war.

Wie dann der Vikar predigte, das war besonders der Martha eine rechte Erquickung; sie hatte seit vielen Jahren nicht mehr so predigen hören. Denn der Helfer, der in der letzten Zeit gepredigt hatte, war ein Miethling, der sich nicht mehr Mühe geben mochte noch konnte und der die alltäglichsten Dinge in einer gemeinen und auch verworrenen Weise vorbrachte. Aber des Vikars Predigt war Satz für Satz ein wichtiger Gedanke, allgemein verständlich aber ergreifend, voraus das Gewissen erweckend ja erschütternd, dann aber auch wieder tröstend, eine Einladung zum Herrn, dem Herrscher, dem mächtigsten Rather und Helfer und Friedefürsten. Die Augen der Gläubigen glänzten, als sie von ihrem Erlöser mit solcher Inbrunst und Liebe und am Ende mit solchem überströmenden Danke reden hörten. Als er davon sprach, wie der Gottheld noch alle seine Feinde überwältigt, wie er Gewalt übt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn und die Mächtigen vom Stuhle stößt, und die Spötter zum Spott macht und die hohen, sich über ihn erhebenden Häupter demüthigt tief in den Staub, da konnte sich Peter nicht enthalten auf den Rauber und Ries hinzusehen. Sie hatten im Anfang mit höhnischem Lächeln zur Kanzel empor geschaut. Aber nun der Vikar mit wenigen aber treffenden Zügen den Widerwärtigen schilderte, der sich überhebt über alles das Gott oder Gottesdienst heißt, da war ihnen zwar das Lächeln ver-

gangen, aber sie senkten den Kopf noch nicht, sondern sie schauten drein, als ob die Sache sie nichts anginge. Der Peter aber wußte dieses auch zu deuten.

Zum Schlusse des Gottesdienstes ließ der Vikar einen Lobgesang auf Christus singen. Ein Theil wenigstens der Gemeinde fühlte den Zusammenhang und ihr Gefühl wurde laut. Sie sangen zwar ernstlich aber nicht schön. Denn Ries hatte den Kirchengesang in der Schule nie gepflegt.

Das Urtheil über diese Predigt war verschieden. Ries und Rauber sagten: man merke denn doch aus jedem Wort, daß der Ernst ein Pietist sei; einige dagegen, die sonst zu ihrem Anhange gehörten, bemerkten: aber inallewege könne doch dieser Vikar etwas und er predige viel besser als der Kiesel und als der Helfer. Peter aber und seine Freunde waren von Herzen erfreut und dankten in ihrer Versammlung Gott, daß er ihnen einen solchen Prediger geschenkt.

Die Verena ab den Höfen war auch in der Predigt gewesen. Gerne wäre auch die Großmutter hinunter gegangen, allein sie durfte es des mühseligen Weges wegen nicht mehr wagen. Ihre Enkelin war in der Predigt ungemein aufmerksam gewesen und konnte nun der Großmutter den Inhalt derselben ziemlich wiederholen. Gemäß dem Texte war eine Herrlichkeit des Herrn nach der andern dargestellt worden. Und des Vikars Studiren bestand auch darin, aufregende, eingreifende, ja einschneidende, sich einprägende, behaltbare und unvergeßliche Gedanken und Wendungen, Worte,

Bilder und Beispiele zu finden. Und so wußte Verena aus jedem Theile der Predigt mehr als ein so scharf geprägtes Wort.

Die Großmutter hatte eine große Freude. „Es ist mir jetzt, ich sei selber in der Predigt gewesen, sagte sie. Aus des Helfers Predigten hast du nie etwas gewußt und aus denen des Pfarrers nie viel anders, als daß man nicht viel Geld auf den Putz soll verwenden, daß man dagegen so viel als möglich in die Sparkassen lege, daß man recht viel Obstbäume pflanze und brav Obst und auch Erdäpfel dörre und die Impfung mit den Kuhpocken nicht vernachlässige, wie denn von solchen weltlichen Dingen auch seine Vernunftschrift voll ist, und steht doch von den Sparkassen und den Kuhpocken im Alten und Neuen Testament kein Sterbens Wörtlein. Ja, ja, dieser Herr Vikar Ernst der versteht die Sache besser; ich höre schon, der predigt die Schrift und der predigt, wie der Prediger Salomo sagt, Nägel und Spieße".

Die Martha drängte es nach der Predigt, dem Vikar für dieselbe zu danken. Sie klopfte an seiner Thüre: ob er auf seine Anstrengung nicht eine Erfrischung bedürfe? etwas Fleischbrühe etwa? „Er bedürfe nichts, sagte der Vikar; es sei ihm auch auf seinen bisherigen Vikariatsstellen nach der Predigt nie irgend eine Erfrischung angeboten worden, und so sei er auch hierin gar nicht verwöhnt, dagegen sei er gewohnt, nach der Predigt für sich zu sein und sich zu besinnen, ob er nicht etwa in einem Ausdruck oder auch etwa im Tone sich

verfehlt; denn oft lasse er sich noch zur Heftigkeit hinreißen". „Ich will nicht stören, sagte Martha, aber ich möchte Ihnen doch wenn auch nur mit einem Wort danken für Ihre Predigt. Ach, ich habe seit vielen, vielen Jahren nichts mehr der Art gehört". „Dem Prediger ist nicht zu danken, antwortete der Vikar, er thut seine Pflicht und bleibt hinter derselben noch immer weit, weit zurück. Danken wir Gott, daß er uns sein Evangelium geschenkt hat und daß wir wieder einen ersten Adventssonntag feiern dürfen". „Aber daß Sie ihn gefeiert haben, Herr Vikar, darüber darf ich Ihnen doch meine Freude ausdrücken. Es ist traurig, es zu sagen: der Herr Pfarrer hat, glaube ich, in seinem ganzen Leben das Wort Advent nie weder in den Unterweisungen noch in der Kirche ausgesprochen. Er predigt im Winter von den häuslichen Tugenden, ja von dem Vortheil, wenn in den einzelnen Häusern Hanf und Flachs und Wolle gesponnen und wie in der alten bessern Zeit das Weißzeug, Linnen und Hemden und die einfache wohlfeile und doch gute und haltbare Kleidung im Hause selbst gewoben und gefertigt werde, — er kommt immer wieder zu reden von der Sparsamkeit und spricht auch davon, wie viel Holz unnöthiger Weise vergeudet werde auch durch das Branntweinbrennen; dann fährt er wieder los gegen das Branntweinsaufen und den Wirthshausbesuch, der im Winter bei der Länge der Nächte noch so länger daure und verführerischer sei zum Trunk und Spiel und Unfug und also um so mehr Geld verschlinge. Das Alles wissen die Waldbrunner

so gut als der Pfarrer, aber ihm zu lieb meiden sie das Wirthshaus nicht; und den, der einzig Macht hat, sie dem Verderben zu entreißen und zu sich zu ziehen, den predigt er ihnen nicht. Er predigt um die Weihnachtszeit und an der Weihnacht selber meist von der ewigen Ordnung der Natur, wie aus dem Tod immer wieder das Leben hervorgehe und aus der Winternacht der Frühling und wie der Nazarener in die tiefe Nacht der Erstarrung des Opfer- und Ceremoniendienstes das Licht der Anbetung im Geist und in der Wahrheit gebracht habe, wie dieses Licht einen geringen Anfang gehabt aber wie auch hier die Tage der Aufklärung von Woche zu Woche länger geworden seien. So müsse man wandeln im Lichte des Nazareners vernünftig, gerecht, mäßig, wohlwollend, dann werde jedem aus der längsten und tiefsten Nacht ein immer hellerer Tag aufgehen. Also predigt er seit dreißig Jahren und klagt von Jahr zu Jahr mehr, wie die Waldbrunner immer unvernünftiger werden und ungerechter, und unmäßiger und toller in der Verschwendung, und liebloser in Lügen, Verläumden und Hassen. So bringt er seit vielen Jahren immer wieder die nämlichen Klagen auf die Kanzel; sie sind bei ihm nicht nur stehende Formeln sondern der Ausdruck einer Mißstimmung, die ihn ganz durchdrungen; so vertrieb er selber die Leute aus der Kirche, fand die Schuld nur an ihnen nicht in sich und nicht voraus in seiner Predigt. Ach, verzeihen Sie Herr Vikar; jahrelange Entbehrungen ja Leiden machen mich redselig; da ich Sie nun habe predigen hören, weiß ich, daß Sie

mich verstehen. Und Sie werden es erfahren, selber Leichtsinnige werden es fühlen und nach und nach einsehen, daß Sie ihnen Hülfe bringen durch den Wunderrath, den Gotthelden und Friedefürsten. Ich weiß, auch in die Kinderlehre werden wieder viele Leute kommen. Ich hörte das, wie ich aus der Kirche ging, und auch ich freue mich wieder auf den Gottesdienst. Jetzt aber muß ich in die Küche. Denn Sabine wird dem Herrn von Ihrer Predigt berichten müssen. Nochmals entschuldigen Sie, daß ich so bei Ihnen eingetreten".

„Thun Sie das nur immer, sagte der Vikar. Nicht belobt und geschmeichelt sein will ich über meine Predigten; aber Sie wissen zu hören, Sie können mir die nöthigen Winke geben über das, was ich verfehlt, vergessen, nicht im rechten Maß gehalten. Es ist mir erwünscht, nach der Predigt über ihren Eindruck unbefangen reden zu hören. Ich kann daraus nur lernen. Auf die Kinderlehre bin ich zwar schon vorbereitet; aber da sie, wie Sie meinen, besuchter sein wird, will ich doch noch auf Einiges denken".

XVII.

Inzwischen war Sabine beim Pfarrer. „Wie hat er's gemacht? fragte dieser; hat er die Gebete gelesen, wie Du sie stets von mir gehört hast"? „Gar nicht, Herr Pfarrer, antwortete Sabine, indem sie sich an den Ofen stellte; er hat ganz andre Gebete gehalten, schon

die Anfangsworte waren ganz anders; man hörte nur von Barmherzigkeit und Gnade und Langmuth und vom Abwenden des Zorns und wie wir arme Sünder seien und den Zorn, den Tod und die Verdammniß vielfältig verdient haben. Das muß ein altväterisches Gebet sein, denn eine alte Frau, die neben mir saß, konnte es auswendig und sprach für sich leise immer einige Worte dem Vikar voraus und sagte dann ihrer Nachbarin: das sind die rechten, alten Kirchengebete; der Vikar schämt sich doch der Alten nicht und betet mit den alten Leuten ihre alten Gebete. Und dann hättet Ihr sehen sollen, Herr Pfarrer, wie der Vikar während des Betens den Kopf zurückgelegt und zum Kanzeldeckel hinauf gebetet und dann wieder die Augen an die Kirchendecke hat gehen lassen. Das Unser Vater hat er auswendig gebetet und dazu die Hände gefaltet aufs Kanzelbrett gelegt, auch den Segen hat er auswendig gesprochen und die Hände dabei über die Gemeinde ausgebreitet". „Infam, sagte der Pfarrer grimmig, also meine Verbesserungen im Gebete gar nicht beachtet, und dazu gebetet, wie die Heuchler, die da stehen und beten in den Schulen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Und betet all das dumme Zeug von dem Blut und den Wunden Christi, den krassesten Aberglauben. Du wirst sehen, Sabine, das wird den Waldbrunnern gefallen, die lassen sich gerne Vergebung der Sünden durch das Blut Christi predigen; und gewaschen wälzen sie sich wieder in ihrem Wust. Und was hat er denn gepredigt"? „Er hat einen Text aus dem Alten Testa-

ment gehabt, antwortete Sabine; ich habe überhört wo; es war etwas von einem Gotthelden, Friedefürsten". „So, sagte der Pfarrer, auch hier wieder die alten Narrheiten, als ob im Alten Testament Weissagungen enthalten wären von Dingen, die tausend Jahre später eintrafen; als ob Jesaias mehr als 700 Jahre vor Christus hätte wissen können, daß sieben Jahrhunderte nach ihm ein Rabbi Jesus von Nazaret im Jüdischen Lande lehren werde, als ob ich wüßte, nur was morgen oder im nächsten Jahre geschehen wird. Und wie hat er gepredigt"? „Ries und Rauber, sagte Sabine, die uns vorübersitzen, haben im Anfang immer lachen müssen und haben sich bisweilen etwas zugeflüstert; nachher ist ihnen die Sache, wie es scheint, zu verrückt vorgekommen und da haben sie verdrießlich vor sich hingesehen". „Aber Du wirst wol noch etwa wissen, was er wirklich gepredigt hat"? „Er hat, sagte Sabine, im Anfang gesagt, er wolle ihnen das Evangelium predigen und nichts anderes. Wehe mir, hat er gerufen, wenn ich das Evangelium nicht predigte. Es sei ja die Heilsbotschaft dessen, der gekommen. Ihm sei die Herrschaft; er sei der Meister, dem sich alle andern und auch die Pfarrer unterwerfen müssen, und wer ihn verläugne, den werde auch er verläugnen; und noch immer thue er Wunder, und nur durch seine Wunder könne den Menschen geholfen werden, denn er habe durch seinen Kreuzestod Sünde, Tod, Hölle und Teufel überwunden, er sei das Ebenbild des ewigen Vaters und der Friedefürst, ohne ihn seien wir Kinder des alten

Lügners und Mörders, des Teufels. Und da hat er denn so geredet, als ob jedes hätte sagen sollen: ja es ist wahr, ich bin des Teufels". „Da haben wirs, sagte der Pfarrer; in allem der alte Sauerteig; der Wunderglauben soll den Waldbrunnern helfen, nachdem sie sich dreißig Jahre lang durch die Predigt der Vernunft nicht haben wollen helfen lassen, und an den Teufel sollen sie glauben, an die Macht der Finsterniß, statt an die unzerstörbare Einheit der von Licht und Verstand und Weisheit und Güte erfüllten ewigen Natur. Was haben aber die Leute zur Predigt gesagt"? „Ries und Rauber, antwortete Sabine, lachten vor der Kirchenthür und ich hörte den Ries sagen: das ist ein rechter Pfaff und Jesuit. Der Peter aber ging an mir vorüber und sagte: ich lasse dem Herrn Pfarrer einen guten Tag sagen und er soll zu diesem Vikar Sorge haben, denn der sei ein rechter Prediger. Viele einfältige Frauen und Töchter aber, die mit mir zur Kirche herausgekommen, sagten, sie wollen dem Vikar einmal auch noch in die Kinderlehre". „Du wirst sehen, sagte der Pfarrer, der ist einer von denen, die sich in die Häuser schleichen und führen die Weiblein gefangen. Aber lange wird und soll der Unfug nicht währen. Ich fühle auch heute mich wieder munterer und meine Arbeit geht mir wieder sehr gut von Statten. Ich denke, noch vor Ostern den Vikar wieder entlassen zu können".

Als Sabine wieder in die Küche kam, sagte sie zur Martha, die das Mittagessen rüstete: „Ich hätte bald geglaubt, Ihr vergesset Alles über Eurem Vikar, und

lasset in der Küche Alles übersieden und anbrennen. Unsertwegen wäre Euch das freilich Eins gewesen, aber der Herr Vikar muß doch ein gutes Bißchen haben. Er hat Euch auch gar zu schön gepredigt; Ihr habt ihm zu gefallen ja sogar geflennt, wie die alten Weiber, die Ihr in den Pfarrstuhl nahmet. Jetzt aber wird der Herr dem Vikar auch eine Predigt halten, wie der's auch verdient, ein so junger Kerl und will Alles besser wissen denn ein alter, gelehrter Herr". „Ach Sabine, sagte Martha, Du hast dem Herrn schwerlich lautere Wahrheit berichtet". „So, meinet Ihr, rief die Sabine, meint Ihr, ich sei auch ein Kind des Vaters der Lügen, des Teufels, von dem der Vikar berichtet hat, und hat gemeint, wir sollten sammt und sonders bekennen, daß wir alle des Teufels seien. Und meinet Ihr, auch ich sei ein so dummer Hund, solches zu glauben? Ihr könnet ja dem Pfarrer auch erzählen; wir wollen dann sehen, wem er mehr glaubt, ob mir oder Euch. Ich will jetzt vor dem Essen noch ein wenig ins Dorf; es sind da gewiß auch noch Leute, denen es in der Predigt ergangen ist, wie mir".

Als Martha das Nöthige in der Küche besorgt, ging sie zum Pfarrer und sagte: „Ich weiß, Herr Pfarrer, Ihr seid über den Vikar aufgebracht. Sabine hat Euch aber nicht nach Wahrheit berichtet". „Hat er gebetet wie ich"? fragte der Pfarrer. „Nein". „Schon genug; hat er gepredigt wie ich"? „Nein, sagte Martha, aber er hat gleichwohl gut und evangelisch gepredigt. Und jetzt möchte ich Euch dringend gebeten haben,

machet ihm doch während des Mittagessens keine Vorwürfe, verbittert ihm nicht das Essen, und störet ihm den Frieden des Sonntags nicht; zudem muß er ja auch noch in die Kinderlehre". „Aber soll er mir den Sonntag stören und meine Arbeitslust? sagte der Pfarrer. Er ist mein Vikar, er darf nicht, wie er will; er hat meinen Weisungen zu folgen". „Er thut doch seine Pflicht", antwortete Martha. „Nein, entgegnete der Pfarrer, seine Pflicht ist voraus, mir zu folgen". „Aber ich bitte Euch, flehte Martha dringend, machet ihm doch nicht den ersten Sonntag, den er hier zubringt, zu einem Tag der Traurigkeit. Verdruß würde auch Eurer Gesundheit schaden". „Dieß sollte er, der junge Mensch, zuerst bedenken. Und einmal muß ich doch mit ihm zu Boden reden. Aber in der That, ich will noch einige Tage zuwarten; es kömmt dann noch mehr zusammen; er wird sich noch mehr zu Schulden kommen lassen; und dann soll mit ihm für Ein und alle Mal gerechnet werden".

Martha konnte vor dem Essen noch einen Augenblick zum Vikar, sie sagte ihm: „Der Herr Pfarrer hätte große Lust gehabt, am Mittagessen mit Ihnen über Ihr Beten und Predigen zu zanken. Er thuts vielleicht nicht. Allein gereizt wie er ist, könnte doch ein einziges Wörtchen ihn losbrennen machen. Hüten Sie sich doch, sonst verderbt er Ihnen und mir den schönen Sonntag. Bringen Sie das Gespräch auf seine Studienjahre. Kömmt er auf diese zu reden, so vergißt er Alles andre. Und jene Geschichten erzählt er immer wieder und weiß es nicht

mehr, wem er sie schon erzählt und daß er sie schon unzählige Male vorgebracht hat; je älter er wird, desto mehr wiederholt er seine Jugendgeschichten".

XVIII.

So geschah es. Der Vikar sagte: er habe in den Zeitungen gelesen, die Universität Jena feire ihr Stiftungs-Jubiläum und es seien zu diesem Feste voraus die eingeladen, die einst in Jena studirt hätten". „Zu denen gehöre auch ich, sagte der Pfarrer aufleuchtend. Ich wäre, wenn ich noch dorthin reisen könnte, eines der bemoostesten Häupter; denn mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit ich dort studirte im vollen Glanz der aufgehenden Morgensonne der neuen Theologie. Ich war ein Schüler des gelehrten und berühmten Dr. Eberhard Paulus. Mit welcher Siegeszuversicht schritt er einher, wo ein Semler erst schüchterne Schritte gewagt und ein Lessing mehr nur die Bahn gewiesen hatte. Ich hörte damals seine Erklärungen des Neuen Testaments, aus denen dann sein Commentar entstand, der die ganze Theologie umgestaltete. Ihm war das ganze Morgenland und Alterthum bekannt wie seine Heimat und Gegenwart. Mit welcher Gelehrsamkeit und Wahrheit, mit welchem Scharfsinn wies er die Natürlichkeit aller Wunder nach! Wie leuchtete dann sein braunes Auge, wenn er sah, wie auch uns die Schuppen von den Augen fielen. Auch

der Philosoph Fichte lehrte damals zu Jena. Er wurde des Atheismus angeklagt. Edel und freimüthig vertheidigte ihn Paulus so wie auch der damals noch unbefangene Herder. Und Fichte wäre wol seiner Stelle nicht entlassen worden, wenn er nicht, statt sich bloß zu vertheidigen, seine Ankläger und die Minister selber angegriffen hätte. Aber ihm galt die Wahrheit und Lehrfreiheit über Alles. Damals war unser Evangelium die Kantische und Fichtesche Philosophie. O ihr goldenen Tage der Freiheit und Jugendzeit, da alle Fesseln fielen und wir frohlockten im neuen Lichte der Freiheit und neuer frischer Ideen und Schöpfungen. Sie haben keinen Begriff, Herr Vikar, von der Wonne und dem Entzücken, womit damals die schönsten Werke unsrer größten Meister begrüßt wurden, ein Faust, eine Iphigenie. Damals lehrte auch Schiller zu Jena, ich hörte bei ihm Geschichte. An unsern Festgelagen aber sangen wir seine Lieder; in jenen Tagen jubelten wir mit ihm:

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.
Brüder, fliegt von euren Sitzen
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist.
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein.

Damals sangen wir mit einer Begeisterung, die mich jetzo noch verjüngt:

Ach da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte
Venus, Amathusia.
Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Solche Fackeln zündeten weit und waren neue Commentare neben dem von Paulus. Eines andern Wortes Schillers erinnere ich mich noch, wie es damals mich sehr aufregte und der Keim zu einer Menge neuer Gedanken war. Er hatte gesagt: „Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz; die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab". Mein Symbolum war damals und ist es auch bis jetzt geblieben Schillers herrliches Wort:

Welche Religion ich bekenne? keine von allen,
Die du mir nennst! — und warum keine? Aus
Religion".

„Und dennoch, sagte der Vikar, hat Schiller den Glauben seiner Väter nie verläugnet. Hätte er die große Erhebung seines Volkes noch erlebt, wie viel größer wäre er noch geworden als Göthe? Wie hätte er als Chorführer Kampf- und Siegeslieder vorgesungen nicht

minder gläubig denn ein Arndt oder Schenkendorf! Wie hätte er sich noch erhoben über die Schranken der Kantischen Philosophie und einer einseitigen Verehrung der Antiken. Ich kann mir wohl vorstellen, Herr Pfarrer, mit was für einer Begeisterung Sie vor einem halben Jahrhundert Schillers Lied von der Freude gesungen; aber der große Dichter sang Ihnen darin doch auch recht evangelisch vor:

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Und im Liede von der Glocke:

Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönrem Loos.

Das Distichon des Dichters, das Sie sich zu Ihrem Symbolum gewählt haben, Herr Pfarrer, ist nicht einmal Schillers Symbolum, das wollte ich Ihnen aus vielen Stellen seiner Schriften beweisen; es ist ein artiges Wortspiel, das aber wahrlich keinen tiefern Sinn hat. Aber ich erinnere an das letzte seiner Distichon, mit denen er die Johanniter feiert:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich;

und ich meine, dieses Distichon Schillers schickte sich eher, das Symbolum eines evangelischen Predigers zu sein.“

XIX.

So saßen sie länger am Mittagessen. Es läutete in die Kinderlehre. Der Vikar ging in dieselbe. Sabine schaute auf den Kirchweg hinunter. „Die Leute, sagte sie, sind, glaube ich, Narren geworden; sie kommen schaarenweise sogar in die Kinderlehre; das ist noch nie erlebt worden; kaum hat sich etwa einmal ein altes Mütterchen drein verloren". „Heute laufen sie, sagte der Pfarrer, über acht Tage schon bleiben sie in ihren warmen Stuben; die Waldbrunner sind neugierig und laufen auf alle Märkte und Kirchweihen. Wäre heute im Dorfe irgend ein andres Spektakel, so liefen sie dem nach". Der Vikar war schon beim Anfang des Geläutes in die Kirche gegangen. Er hatte vernommen, daß bisher die Jugend vor dem Beginne der Kinderlehre in der Kirche mit Schwatzen und Unruh argen Unfug getrieben. Jetzt stand er da vor ihnen, sie blieben durchaus still, wie er ihnen geboten hatte, und überlernten noch das Adventslied, das er ihnen aufgegeben, es war das von Gerhard: Wie soll ich Dich empfangen. Die Kirche füllte sich wieder ganz. Der Ries und Rauber waren auch wieder da. Ries hatte gesagt: „Es kann mancher predigen und doch nicht eine Kinderlehre halten; katechesiren, sokratisiren, nach einer vernünftigen, pädagogischen Methode unterrichten, das kann nicht Jeder. Und grade die Kopfhänger können das nicht, sie sind viel zu wenig gewandt, sie sind steife, an ihren Katechismus und ihre Glaubensformeln gebundene Wortmacher. Es nimmt mich Wun-

der, was der Vikar von Pädagogik verstehe; er hat zwar schon Schulen inspicirt; aber es giebt auch Schulinspektoren, die von der Pädagogik nichts wissen“.

Der Vikar sagte: er wolle das Adventslied: Wie soll ich Dich empfangen, Gesatz um Gesatz erklären. Er ließ das erste Gesatz von der Verena sprechen; sie sagte es sehr laut und mit Verstand her. Er hatte das Lied schon in der zweiten Unterweisungsstunde mit den Konfirmanden gelesen, es ihnen auch zum Theil schon erklärt und sie angehalten, es laut und mit der rechten Betonung zu sprechen. Jetzt sagte er zu der Gemeinde: Das Lied ist Euch bekannt oder Ihr habt es in Eurem Gesangbuch; wem es nicht ganz gegenwärtig ist, der lese es doch nach, so kann er der Erklärung eher und zu größerer eigener Belehrung folgen.

Die Leute waren schon aufmerksam geworden durch die Ankündigung des Vikars: er werde ein Lied erklären. Das war ihnen noch nie vorgekommen. Nun hörten sie die Verena das erste Gesatz so deutlich und verständig sprechen. Der Vikar erklärte dieses erste Gesatz und faßte seine Erklärung noch zusammen in einem Beispiele, und that dann wenige einfache durchaus klare Fragen an die Verena, und ihre Antworten zeigten, daß es die Erklärung und das Beispiel verstanden. Jakob sprach das zweite Gesatz, auch er sehr vernehmlich, es folgte wieder Erklärung und Beispiel, Frage und Antwort. Der Vikar sprach seine Zufriedenheit über das Hersagen und Antworten aus. Die Kinder waren ermuthigt. Er hatte sich die fünf fähigeren Knaben und

die fünf begabteren Töchter gemerkt und von diesen zehn ließ er die zehn Gesatze des Liedes sprechen, und auf seine Fragen hin seine Erklärungen und Beispiele in Kurzem wiederholen. Die Gemeinde war ungewöhnlich aufmerksam. Die Erklärung selber erbaute sie. Wie viel davon jedesmal der betreffende Zögling verstanden und behalten, das zu hören, waren sie begierig. Sie waren selbst genöthigt, im Stillen für sich des Vikars Fragen zu beantworten. Die Konfirmanden erschienen geschickter, als man erwartet hatte. Wenige wol bemerkten, daß ihnen der Vikar durch seine faßliche und bündige Erklärung und besonders durch das ausgewählte schlagende Beispiel und dann durch seine kurzen, klaren und nöthigenden Fragen das Antworten ungemein erleichtert.

Die Stunde der Kinderlehre war allen wie ein Augenblick vorübergegangen und Jedermann trug nicht wenig aus derselben heim.

Der Vikar blieb noch mit den Kindern in der Kirche zurück, las ihre Namen ab, gab ihnen auf den folgenden Sonntag wieder ein Adventslied zum Auswendiglernen und sagte, sie müssen sich am nächsten Sonntag alle etwas vor dem Zusammenläuten im Schulhause versammeln.

Ries sagte im Heimgehen zu Rauber: „Dumm ist er nicht; irgend eine Pädagogik hat er allewege studirt; er hat wol dieses und jenes aufgeklärteren Schullehrern abgemerkt; denn wenn hier und dort ein Geistlicher vorwärts geht, es ist unser Lehrerstand und dessen höhere Bildung, der ihn dazu nöthigt. Der Vikar ist auch

pfiffig; ich kenne diese Knaben und Töchter wohl, er hat gerade die verständigeren ausgewählt, und ich muß sagen, er hat sie schnell herausgefunden. Und daß sie so aufpaßten und ihm so gut antworteten, das kommt denn doch auch daher, weil ich sie wecke und zur Aufmerksamkeit anhalte und zur Uebung des Gedächtnisses, wenn ich ihnen nicht täglich so viel Wissenswerthes aus Geschichte, Geographie und Naturkunde vortrüge, und wenn ich nicht mit ihnen stets schriftdeutsch spräche, so hätten sie ihn auch nicht so leicht verstanden. Und darin hatte Ries vollkommen Recht; und hätte ihm ganz gewiß auch der Vikar belobend beigestimmt. „Das ist gewiß, sagte der Ammann, Kiesel hätte an dieser Kinderlehre keine Freude gehabt“.

Wie Alles in der Kinderlehre gegangen, erzählte Verena dann der Großmutter und wußte noch alle zehn Beispiele der Reihe nach. Daß der Vikar das schöne Lied erklärt und die Kinder noch so viel aus der Kinderlehre haben mit sich nehmen können, das gefiel der Großmutter gar sehr. „Ach, sagte sie, wenn ich doch um Gottes willen auch noch zur Kirche hinunter könnte! Oder wenn der Herr Vikar zu uns heraufkommen wollte! Es sind jetzt wieder so heitere und milde Tage. Was meinst du, Verena, käme er, wenn du ihm etwas von deiner Großmutter sagtest und wie sie ein Verlangen nach ihm habe? Sag ihm doch in der nächsten Unterweisungsstunde: die Großmutter lasse ihn grüßen, und sie könne ihm leider nicht in die Kirche kommen; und die alten Leute auf den Berghöfen seien gar verlassen

und haben schon seit Jahr und Tag keinen Gottesdienst mehr besuchen können". „O, sagte Verena, der Herr Vikar kömmt gewiß zu Euch herauf; er ist gar ein freundlicher Herr, und er hat schon angefangen, im Dorf unten in alle Häuser zu gehen, aus denen Unterweisungskinder zu ihm kommen".

XX.

Dieses that wirklich der Vikar und setzte es in den folgenden Tagen fort. In den meisten Haushaltungen waren die Väter und die älteren Kinder in der Stadt auf dem Taglohn und in den Fabriken. Er ward aber von den meisten Müttern gar freundlich aufgenommen. Sie hatten in der Kinderlehre Freude gehabt, sie sagten ihm das auch. Er habe den Kindern Muth gemacht, daß sie nicht wie Stöcke dagestanden; die Eltern haben das auch nicht gern, wenn ihre Kinder in der Kirche heruntergemacht oder ausgelacht werden; und darum sei Niemand mehr dem Kiesel in die Kinderlehre gegangen. Der Vikar stellte den Müttern vor, daß ihre Kinder aber doch noch sehr schwach seien, daß sie nicht recht lesen können und noch sehr wenig auswendig wissen oder manches wieder vergessen, das sie früher bei Walter eingeübt, und daß er sich verwundert, daß sie das aufgegebene Lied doch noch so bald und so gut gelernt. „Ja, sagten die Mütter, die Kinder haben es auf ihre Ehre genommen, sie haben es dem Herrn Vikar zeigen

wollen, daß sie denn doch nicht so gleichgültig und dumm seien; sie haben auch gedacht, es werden viele Leute in die Kinderlehre kommen und da haben sie auch ihren Eltern keine Schande machen wollen und deßwegen an dem Liede Tag und Nacht gelernt; auch gehöre es zu den bei Walter auswendig gelernten Liedern. Dieses Auswendiglernen gefällt uns allewege besser als das so viel Zeit raubende Schreiben und Abschreiben, wie sie's unterm Kiesel haben treiben müssen". Der Vikar redete in allen Häusern davon, daß wenn er die Kinder auf Ostern soll konfirmiren können, er ihnen viel mehr Unterweisungsstunden geben müsse, und daß die Schüler durchaus täglich eine Stunde nöthig haben. Er wisse wohl, das habe seine Schwierigkeiten. „Die meisten Konfirmanden, sagte er, sind der Alltagsschule entlassen und gehen täglich früh um sechs Uhr in die Fabrik; um dann die Unterweisungsstunde um eilf Uhr zu besuchen, eilen sie um zehn Uhr aus der Stadt heraus und gehen nach zwölf Uhr nochmals hinein, um Abends dann wieder heimzukommen. Sie machen also den Gang in die Stadt und zurück der Unterweisung wegen täglich doppelt. Ich kann nicht begreifen, wie man diese Verkehrtheit schon Jahrzehnde lang hat dulden können". „Ja, was wollet Ihr, Herr Vikar, sagten die Mütter, das läßt sich nicht ändern. Unsre Kinder müssen verdienen, wir und sie müssen Brot und Kleider haben; zu Hause können sie wenig oder nichts verdienen. Um eilf Uhr ist die schicklichste Zeit zur Unterweisung, denn von zwölf bis ein Uhr haben die

Arbeiter in der Fabrik ihre Freistunde, so daß, wenn die Kinder nach zwölf Uhr wieder in die Stadt eilen, sie an der Arbeit nur die zwei Stunden von zehn bis zwölf versäumt haben. Auch ist dem Pfarrer bisher die Stunde von eilf bis zwölf die schicklichste gewesen, er hat dann seine Morgenarbeiten abgethan und Mittags nimmt er sein Schläfchen". Der Vikar sagte: „Es kömmt da gar und ganz nicht auf den Pfarrer an, was ihm bequem oder unbequem, er ist des Amtes und der Kinder wegen da. Nun ist es doch die Verkehrtheit selber, daß die Kinder, die bald nach fünf Uhr aufstehen, um sechs Uhr in die Stadt laufen, dann drei Stunden arbeiten und wieder eine Stunde den Weg zurückmachen, um dann von eilf bis zwölf, nachdem sie von fünf an auf den Füßen, zwei Stunden gelaufen und drei gearbeitet, endlich in der sechsten Stunde zu einer angestrengten geistigen Arbeit, zu voller Sammlung und Aufmerksamkeit angehalten werden, um dann wieder eine Stunde auf dem Weg in die Stadt, von ein bis sieben sechs Stunden bei der Arbeit und von sieben bis acht noch eine Stunde auf dem Heimgange zuzubringen; so ist das Kind fünfzehn Stunden ununterbrochen ohne eine einzige Ruhestunde an der Arbeit und auf dem Wege. Das ist eben so verkehrt als unmenschlich. Von dem Unfug, der auf dem Hin- und Hergange unvermeidlich stattfinden muß, will ich gar nicht einmal reden". „Das ist freilich wahr, sagten die Mütter, aber es ist nicht zu ändern; zum tödten ist es auch nicht; wir selber haben es nicht besser gehabt, und wir sind

doch auch noch da“. „Freilich ist es zu ändern, sagte der Vikar, und ich werde es, so Gott will, noch ändern und zwar diesen Winter noch. Wenn der Fabrikherr den Unterweisungskindern die zwei Arbeitsstunden von zehn bis zwölf mit oder ohne Abzug am Arbeitslohn erläßt, so kann es ihm gleichgültig sein, ob er diese zwei Stunden den Kindern früh am Morgen oder um Mittag erlaube. Dem Unterweisenden ist es aber nicht gleichgültig, ob er die Schüler ermüdet und zerstreut oder noch mit frischen Kräften in die Stunden bekomme. Auch den Kindern und Eltern muß es ja erwünscht sein, wenn die Kinder täglich zwei Stunden weniger auf der Straße sind bei allem Wind und Wetter, und auch um so weniger an Kleidern und Schuhen verderben“. „Das wäre wohl recht, sagten die Mütter, aber den Fabrikherren würde das auch nicht lieb sein; denn sie wollen, daß die Arbeit frühe in allen Theilen beginne; es kann von sieben bis zehn, da dann die Kinder in die Unterweisung gehen, durch sie schon manches vorgearbeitet sein, daß sie dann eher für zwei Stunden entlassen und ersetzt werden können. Zudem, Herr Vikar, wenn Sie dann früh von sechs bis sieben täglich Eine Stunde geben wollten, also wöchentlich sechs statt wie Kiesel höchstens in der Woche drei gegeben, so verlieren die Kinder zwölf Arbeitsstunden“. „Ach Gott, verlieren! sagte der Vikar; drei Unterrichtsstunden hätten sie mehr, und sechs Stunden hätten sie wöchentlich weniger zu laufen; und der Unterricht wäre um so gesegneter. Wer weiß, wenn ich selber mit den Fabrik-

herren rede, so geben sie meinem Vorschlag Beifall und schenken Euren Kindern wöchentlich wenn nicht gerade die zwölf doch acht oder zehn Arbeitsstunden“. „Wir zweifeln dran, sagten die Mütter; zwölf Stunden machen Einen Arbeitstag, und diesen Einen Taglohn wöchentlich den Winter über zu verlieren, macht uns eine große Summe, die wir durchaus nicht dahinten lassen können. Nein, Herr Vikar, führen Sie da nichts Neues ein“. „Aber, sagte dieser, wenn die Fabrikherren auch für acht Stunden Euren Kindern keinen Abzug machen, wollt Ihr dann einwilligen, daß sie statt um eilf um sechs Uhr in die Unterweisung kommen“? „Ja, sagten sie, das ginge dann schon, und müßten die Kinder dann wirklich in der Woche acht Stunden weniger laufen. Aber der Pfarrer wird das nicht zugeben“. „Das habe ich dann mit ihm auszumachen, sagte der Vikar. Wie die Sachen hier stehen und die meisten Konfirmanden Fabrikarbeit suchen müssen, würde ich überhaupt den Konfirmationsunterricht auf den Sommer verlegen und die Konfirmanden früh um fünf Uhr unterrichten, und um sechs könnten sie an die Arbeit, das wäre das Passendste. Und wenn ich Gesetzgeber wäre, so sollte mir kein nichtkonfirmirtes Kind in die Fabriken aufgenommen werden dürfen“. „Aber das Brot, Herr Vikar, das Brot; sagten die Mütter; sollen denn die Kinder der Unterweisungsstunde wegen den ganzen, langen übrigen Tag herum stehen und herumsitzen und nichts verdienen“? „Aber, fragte der Vikar, habt Ihr denn keine häuslichen Arbeiten“? „Lange nicht genug, antworteten

die Frauen, und wir verdienen nichts dabei". „Aber, fragte der Vikar, der in den Fabriken verdiente Wochenlohn wird er auch gespart? wird nichts davon vergeudet, verputzt? Müßt Ihr nicht auch deßwegen suchen mehr zu verdienen, weil ihr mehr braucht, als nöthig ist, weil ihr euch an mancherlei gewöhnt habt, was kein dringendes Bedürfniß ist"? „Das ist wohl wahr", sagten sie.

Daß sich aber dergleichen nicht sogleich und nicht durch Predigen ändern lasse, wußte der Vikar gar wohl.

Dieses Hin- und Herlaufen der Konfirmanden in die Stadt und zurück, ihr mehr als unnützes Geschwätz auf der Straße vor und nach der Unterweisung sollte nun dem Vikar durchaus aufhören. Er ging zu den Fabrikherrn; sie gaben seinen Vorstellungen Gehör und erlaubten wenigstens, daß die Konfirmanden an den vier ersten Wochentagen statt früh um sieben erst um acht Uhr in die Arbeit treten und zwar ohne Abzug am Wochenlohn. Dann besuchte der Vikar auch den Vorsteher des Kirchenrathes, machte ihn mit den Umständen bekannt und dieser billigte durchaus, daß der Vikar seine Unterweisungsstunde statt um eilf Uhr, früh um sechs Uhr gebe. Den Kindern war es ganz recht, daß sie so in der Woche acht Stunden weniger zu laufen haben, und auch die Eltern ließen sich die frühe Unterweisungsstunde gefallen um so mehr, da der Vikar die Fabriken hatte gewinnen können, daß sie den Konfirmanden für die acht Arbeitsstunden weniger in der Woche keinen Abzug machen wollten.

Das einzige Hinderniß, die Unterweisungsstunde früh um sechs Uhr zu halten, war die Verena ab den Berghöfen. Wie sollte diese Tochter schon um fünf Uhr bei noch finsterer Nacht den jähen und schlüpfrigen Weg herunterkommen? „Das macht mir nichts, sagte sie zwar, vom Vikar darüber gefragt; wir fahren im Winter stets auf Schlitten den Berg hinab, und zwischen den Borden bleibt man da stets im Geleise, neben hinaus kann man nicht“. „Nein, das geht nicht, antwortete der Vikar; Du müßtest zu frühe aufstehen, bald nach vier Uhr; das würde die Großmutter stören“. „Wisset Ihr was, erwiederte dann Verena; ich habe im Dorf eine ältere, verheirathete Schwester, bei der bin ich schon oft übernachtet, sie hat neben ihrer Wohnstube ein übriges Bett in einem Kämmerchen, in dem den Winter über Niemand wohnt, da könnte ich an den Unterweisungstagen übernachten; am Morgen ginge ich dann wieder zur Großmutter hinauf, und könnte ihr so den Tag über viel ungestörter helfen, als wenn ich um Zehn fortgehe und erst nach Eins wieder hinaufkomme. Doch wäre es am besten, Ihr selber würdet mit der Großmutter reden. Ach wie würde es sie freuen, wenn sie Euch einmal sähe“!

Am Morgen des nächsten Tags schon sagte der Vikar zu Martha, er werde den ganzen Tag fort sein und Hausbesuche auf den Berghöfen machen.

Als das der Pfarrer hörte, war er unwillig: „Das ist sehr eigenmächtig, sagte er, daß sich der Vikar einen

ganzen Tag entfernt ohne meine Einwilligung. Meint denn der Narr, er werde mit diesen Hausbesuchen etwas bessern? Die Leute bleiben dieselben, die im Dorf wie auf den Höfen; er will sich selbst in Gunst setzen, darum läuft er in den Häusern herum; er will für die nächste Predigt und Kinderlehre wieder viele Kirchenläufer zusammenwerben".

„Ja, sagte die Sabine; das ist ein verfluchtes Geläuf am Morgen schon und dann wieder Mittags und in alle Nacht hinein. Und was ich da Stiefel und Schuhe zu tröcknen und zu putzen habe! Er ist vornehm und immer aufgeputzt und meint, man könne es auf dem Lande haben, wie in der Stadt, und die Stiefel können immer glänzend sein. Ich muß ihm oft an Einem Tag mehr putzen als Euch, Herr Pfarrer, in Einem Monat. Er wird mir ab den Berghöfen wieder saubre Stiefel heimbringen. Wenn das so fortgeht, so müßt Ihr ihm befehlen, er solle seine Schuhe selber putzen oder die Jungfer Martha kann es dann thun". „Das werde ich auch, sagte Martha; ich schäme mich keiner Arbeit, ich habe auch nie ausgewählt und nie unter den Arbeiten auswählen können, ich scheue auch keine Arbeit; auch der Vikar scheut sie nicht; die Hausbesuchungen gehören nun einmal zu seiner Arbeit und dieser geht er nach und das dünkt mich recht". „Es ist ein Schein von Arbeit, sagte der Pfarrer, ein geschäftiger Müssiggang dieses Häuser besuchen, es ist ein Heuchelschein, er will damit den alten Pfarrer in den Schatten

stellen und selber aber in einem Heilgenschein stehen“. „Und wenn er dazu glänzende Stiefel braucht, sagte Sabine, kann ihm sie die Jungfer Martha wichsen“.

XXI.

Ein dichter Nebel füllte das Thal an dem Morgen, da der Vikar zu den Berghöfen hinaufstieg. Durchs Dorf wurde er von Vielen freundlich gegrüßt. „Kommt Ihr im Rückweg nicht auch zu uns“? fragte ihn mehr als eine Frau. Er versprach Jedermann seinen Besuch, sobald er Zeit finde.

Der Weg war ihm neu und bot ungeachtet des Nebels ihm in der nächsten Nähe mancherlei Schönheiten. Die Straße führt neben dem Bach durch ein enges Seitenthal hinauf; der Bach kömmt durch Felsen her, über die er in unzähligen größern und kleinen Fällen rauscht; am Bache stehen viele hohe Nuß- und Obstbäume, dann wieder Weiden, Erlen und Eichen und mannigfaches Gebüsch, das nun bereift sich über dem dunkelgrünen Wasser des Baches wölbte; auf der andern Seite der Straße erhebt sich der Fels des Berges in großen Massen; dann senken sich wieder Halden herab, Wiesen und Weiden und Waldungen mit hohen Buchen und Tannen. „Was wird da, dachte der Vikar, im Sommer zu zeichnen sein an Felsen und Bäumen“. Es bot sich ihm jetzt schon hier und dort manches sich rund abschließende Bild.

Wie er dann den Berg hinanstieg, kam er bald über den Nebel zu stehen im lieblichsten Sonnenschein. Ueber ihm war der Himmel das reinste Blau; wie ein weißes glänzendes, buchtenreiches Meer füllte der Nebel die Tiefe, dunkle Höhen erhoben sich aus demselben wie Vorgebirge; im Süden erglänzte hoch das Gebirg im klarsten Licht. Lang stand er still vor all dieser Herrlichkeit. „Eine rechte Adventslandschaft, dachte er; Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über Dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über Dir". Er stieg weiter hinauf und sah endlich die Berghöfe: sieben große, einzeln stehende Häuser, umgeben von Gärten und Obstbäumen, eine liebliche Bergebene mit der weitesten Aussicht nach allen Himmelsgegenden.

Das Haus der Großmutter Salome, wissen wir, ist für den Hinaufkommenden das erste, es sieht in den Hohlweg hinunter. Verena hatte den Vikar erblickt und sprang ihm entgegen und führte ihn zur Großmutter. Sie grüßte ihn mit vor Freude und Dank leuchtendem Angesicht. Sie wollte ihm sogleich einen Kaffe machen lassen. Er sagte, er bedürfe noch nichts, er wolle jetzt allererst die Leute jedes einzelnen Hauses grüßen. „So kommet denn doch zu uns zum Mittagessen, sagte die Großmutter, versprechet mir das, denn man wird Euch in jedem Hause zu Tische laden. Nicht wahr, Ihr kommet zu uns"? Der Vikar versprach es.

Er verweilte noch einige Zeit bei der Großmutter, die ihn ungemein ansprach. Sie klagte ihm bald, wie

schmerzlich sie es vermisse, nicht mehr zur Kirche zu können, und wie sie nun schon etliche Jahre keine Predigt mehr gehört habe und nicht mehr zum Tisch des Herrn habe gehen können und erzählte ihm auch von jenem Vikar, der vor hundert Jahren bisweilen auf diesen Höfen gepredigt. „Ach, sagte sie, wenn auch ich noch so etwas erlebte". „Das ist wohl möglich, sagte der Vikar; Ihr habt da eine große, heitre und warme Stube; und wenn es Euch recht ist, so halte ich heute schon allhier den Leuten ab den Höfen eine Predigt; und sage ihnen, wenn Ihr es erlaubet, da ich nun jedes einzelne Haus besuche, ich werde Schlags drei Uhr hier in Eurer Stube eine Wochenpredigt halten". „Ach, Gott sei Lob und Dank, sagte die Großmutter. Von Erlauben ist da keine Rede. Das ist mir und gewiß allen andern die größte Freude, wenn Ihr so gut sein und uns hier eine Predigt halten wollt. Haben wir nicht genug Bänke und Stühle, so geben uns die Nachbarn, was uns nöthig ist. Saget den Leuten auch, daß sie die Gesangbücher mitbringen, so können wir einen ganzen Gottesdienst halten. Mit dem Mittagessen aber warten wir Euch, bis Ihr in allen Häusern gewesen seid".

Der Vikar wurde überall mit der größten Freude und Herzlichkeit empfangen. Jede Familie wollte ihn bewirthen. Er fand da in jedem Hause die Großeltern, Eltern und Kinder beisammen, alles beschäftigt, die Häuser und Stuben aufgeräumt, überall Zeichen des Wohlstandes aber auch noch alter Einfalt der Sitten.

Ein Wirthshaus war nicht auf diesen Höfen; auch hatte Niemand nöthig, in der Stadt und in den Fabriken Arbeit zu suchen. In den Wirthshäusern zu Waldbrunn waren die Leute ab den Berghöfen selten zu sehen.

Die Männer und Frauen dieser Höfe erschienen dem Vikar fast ohne Ausnahme ungemein verständig, natürlich und zutraulich. Die Kinder sah er wohl erzogen. Nirgends mangelten Bibel, Gebet- und Liederbücher.

Daß er ihnen um drei Uhr in der Großmutter Salome Stube eine Predigt halten wolle, war besonders den betagten Leuten eine Freudenbotschaft, aber auch alle andern dankten ihm dafür.

Zur Großmutter Salome dann zurückgekommen, fand er die große gegen Mittag schauende Stube schon für eine Versammlung eingerichtet, mehrere Reihen von Bänken standen bereit, vorn für die ältesten einige Lehnstühle. Für den Vikar stand den Bänken vorüber ein Tischchen, auf demselben lag schon die Bibel und das Gesangbuch.

Zum Mittagessen führte die Großmutter den Vikar in das warme und heimliche Stübchen neben der Küche. Wie freute sich Verena neben ihrem lieben Herrn Vikar zu sitzen und ihm die Platten darzureichen mit den Apfelschnitzen und dem gedämpften Kalbfleisch und dann noch von dem Eierkuchen, was zu bereiten es der Großmutter geholfen hatte. „Es war zu spät, sagte die Großmutter, noch einen Schinken zu kochen mit Sauerkraut und einem Erbsmuß; es wäre nicht mehr lind geworden. Wir wollen hoffen, Ihr seid nicht zum letzten

Mal an unserm Tisch. Daß der Vikar nur ein einziges Glas von dem rothen Wein trinken wollte, konnte der auch sehr gesprächig gewordene Hausvater nicht begreifen. „Dünkt er Euch denn nicht gut"? „Es ist ein vortrefflicher Wein, sagte der Vikar, er schmeckt wie Burgunder". „Und ist doch nur ein vier und dreißiger aus unserm Rebberge in Waldbrunn". „Der Herr Vikar wird eben keinen Wein nöthig haben zum Studiren, sagte die Großmutter; so wohl es mich freute, wenn Ihr mehr tränket, so verstehe ich Euch; aber ehe Ihr wieder den Berg hinunter gehet, dürfet Ihr dann wohl das Tröpfchen Euch schmecken lassen". „Dieses Glas, sagte der Vikar, trinke ich auf Eure Gesundheit, Gott erhalte Euch den Eurigen noch lange und daß Ihr auch die Verena und die zwei jüngern Enkel Euch immer mehr zur Freude und Hülfe heranwachsen sehet"! „Ich danke Euch, Herr Vikar, sagte die Großmutter mit nassem Auge; möge Verena so brav werden und fromm wie seine selige Mutter, und mich einst in Allem, auch in Erziehung der jüngeren Geschwister, ersetzen. Ach, Herr Vikar, eins möchte ich noch erleben, daß ich dabei sein könnte, wenn Ihr unserer Verena am heiligen Palmsonntag die Erlaubniß ertheilt, zu des Herrn Tisch zu gehen und daß ich dann auch noch einmal hienieden des Herren Tischgenossin sein könnte"! „Gott ist Alles möglich", sagte der Vikar.

Es war so zwei Uhr geworden. Da sagte die Großmutter: „Jetzt lassen wir den Herrn Vikar noch ein wenig allein". Und dann brachte ihm die Verena noch

eine Tasse schwarzen Kaffe mit Zucker. Die Großmutter meine: „Das sei dem Herrn Vikar vielleicht nicht unlieb“.

XXII.

Die große Stube war jetzt schon dicht erfüllt. Die Leute hatten statt des Werktaggewandes ein besseres angezogen. Die Großmutter ordnete, daß die ältesten Väter und Mütter die vorderen Reihen der Lehnstühle einnahmen, dann die Frauen und Töchter folgten, und weiter hinten die Männer und Knaben saßen und standen. Der Vikar stimmte ihnen das Adventslied an:

Macht hoch das Thor, die Thüren weit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit.

Die Leute sangen kräftig und nicht unrein. Auch die Großmutter sang leise mit. Der Gesang rührte sie außerordentlich.

Dann hielt der Vikar ein Gebet aus dem Herzen und sprach darnach eben über die Worte des Propheten, die ihn diesen Morgen anklangen, als er im Sonnenschein auf dem Berge über dem Nebel stand. Er schilderte die Finsterniß, die vor Christus das Erdreich, und das Dunkel, das die Völker bedeckte, wie sein Gottesreich sei gleich dem Sonnenschein und dem reinen Himmelblau über den Winternebeln, die in den Thälern liegen, als wollten sie sich nicht mehr heben, wie aber Er, welcher gesagt: ich bin das Licht der Welt, die

dickſten Nebel und Wolken durchbrochen, wie er aber nur das Licht der Welt geworden, weil er ſelbſt für uns in den Tod, in den Kreuzestod eingegangen und vom Grabe erſtanden. Wie eigentlich der von ſeinem Kreuz und ſeinem leeren Grabe ausſtrömende Glanz die Nacht des Heidenthums und deſſen Irrlichter und Todeskälte und die Finſterniß der Sünde und ihren Jammer überwunden, und wie die Krippe zu Bethlehem eine arme und troſtloſe geblieben wäre, wenn ſie nicht hinunterſähe in das geſprengte neue Auferſtehungsgrab im Garten neben Golgatha. Er ſagte: wo immer in der Welt der Lobgeſang der himmliſchen Heerſchaaren gehört wird: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen, wo immer dem Kind in der Krippe dargebracht wird Gold, Myrrhen und Weihrauch, wo immer des Herren Predigt vom Berge gehört wird und ſein Wort: folge mir, und mit ihm gegangen wird nach Gethſemane und Golgatha und an ſeinem Grabe geſungen wird: der Herr iſt erſtanden, er iſt wahrhaftig erſtanden und wo dem in den Himmel gefahrenen nachgeſehen wird in der Gewißheit, er wird wieder kommen und alle heiligen Engel mit ihm und ſitzen auf den Stuhl ſeiner Herrlichkeit: da ſchwanden die Nebel und Wolken und leuchtet des Herrn lieblicher Tag. Wo aber die Menſchen in ihrem Uebermuth, in ihren Sünden, die immerhin weit größer ſind als ihre Fortſchritte, ihre Kenntniſſe, Künſte und Fertigkeiten, nur ihre Ehre ſuchen und die Krippe zu Bethlehem und des Himmels Geſang — über der-

selben und das Grab der Auferstehung neben Golgatha für Fabeln ausgeben, da kehren die alten Nebel des Heidenthums mit seinen Irrlichtern und seiner Todeskälte zurück und bleiben liegen in der Tiefe. Aber immerhin leuchtet über den Nebeln klar des Evangeliums Himmelsbläue. Und das ist des Christen frohe Zuversicht, aus der drückenden Gräberluft in die lichten Wohnungen entrückt zu werden, die der bereitet hat, welcher ein Menschenkind ward, auf daß wir Gotteskinder würden.

Nach dieser Betrachtung betete der Vikar nochmals und zwar das bekannte Gebet eines Wochengottesdienstes, das er auswendig wußte; das heimelte die Großmutter und alle alten Leute gar sehr. Darauf ward wieder gesungen und zwar das Lied:

Fröhlich soll mein Herze springen
Dieser Zeit,
Da vor Freud
Alle Engel singen.

Nach dem Segensspruche umgaben voraus die alten Leute den Vikar, reichten ihm die Hand und dankten ihm und viele mit Thränen, daß er sie so erquickt und daß er ihretwegen heraufgekommen sei. Auch der Salome wurde gedankt und der Wunsch ausgesprochen, dieß möchte auf den Berghöfen nicht die letzte Predigt sein.

Noch verweilte dann der Vikar bei der Salome. Es war der heiterste Mondschein, und also nicht hinabzueilen wegen einbrechender Finsterniß. Verena hatte schon berichtet, daß die Unterweisungsstunde mit Beginn der

nächsten Woche sollte um sieben Uhr gehalten werden und es dann bei seiner Schwester übernachten müßte. Die Großmutter billigte ganz des Vikars Gedanken. „Es ist gar nicht zu begreifen, sagte sie, wie ein Pfarrer nur seiner Bequemlichkeit wegen, damit er zu der ihm gelegensten Stunde um eilf Uhr Unterweisung halten könne, die armen oft elend gekleideten Kinder eine Stunde weit hin und her laufen lassen kann. Unsre Verena wird zum Bessern kein Hinderniß sein und kann an den vier Unterweisungstagen bei meiner ältesten Tochter im Dorf übernachten. Aber jetzt noch eins, Herr Vikar: Ihr habet meine und Aller Andern große Freude und Erbauung gesehen, daß Ihr uns gepredigt; o wie danke ich Euch dafür! Aber wie einsam und verlassen und öd und traurig wird es uns am nächsten heiligen Weihnachtsfest sein. Wir hören die Kirchenglocken Morgens und Mittags aus dem ganzen Lande ringsum herauftönen; es ist das zwar auch feierlich und erbaulich, aber bei uns bleibt alles stumm, jedes sitzt still über seiner Bibel oder dem Gebetbuch, und Niemand von uns Alten kömmt mehr zu des Herren Tisch. Ich weiß, Ihr selber saget: das ist nicht recht. Ach, wenn Ihr Euch unser erbarmen könntet und wolltet, Herr Vikar"! „Am Willen mangelt es mir gar nicht, antwortete dieser; Ihr habt eigentlich ein Recht, einen Gottesdienst von Eurem Seelsorger zu fordern. Dieser ist verpflichtet, den Frieden seines Herren jedem Hause zu bringen, einen jeglichen bei Tag und Nacht zu vermahnen, auch das Brot zu brechen hin und her in den

Häusern. Die apostolische Predigt ist wie die älteste so auch wol die beste Predigerordnung. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, spricht der Herr, da bin ich mitten unter ihnen. Ich werde Euch auch noch öfter allhier predigen. Und ich will es Euch versprechen, wenn es mir immer die Zeit erlaubt, so will ich Euch am heiligen Weihnachtsfest eine Abendpredigt halten und weil Ihr es so sehnlich wünscht, mit Euch auch des Herren heiliges Abendmahl feiern. Ihr seid eine Berggemeinde; hättet Ihr eine Kapelle, so wäre der Pfarrer sogar verpflichtet, von Zeit zu Zeit hier zu predigen und auch das Sakrament zu spenden. Aber, meine liebe Großmutter, die Stunden am Weihnachtstage sind mir gezählt. Ist die Kommunion zahlreicher, so währet der Morgengottesdienst bis eilf Uhr; halte ich um ein Uhr die Mittagspredigt, so kann ich doch erst um drei Uhr auf dem Wege und etwa um vier Uhr hieoben sein. Obschon es dann hieoben fast eine Stunde länger Tag ist als drunten im Nebel des Thales, und wenn Euch auch an der Weihnacht die Sonne wolkenlos untergeht wie gerade jetzt, und Euch dann noch wie jetzt der rothe Himmel in die Stube scheint, so ist es doch auch hier bald nach fünf Uhr Nacht und eher noch, als ich die dritte Predigt, die Weihnachtabendpredigt beginnen könnte". „Ja, sagte die Großmutter, ich habe an das Alles nicht gedacht; es wäre für Euch, nachdem Ihr noch mühsam den Berg bestiegen, die dritte Predigt". „Dies ist nicht die Schwierigkeit, antwortete der Vikar, ich werde, Gott sei Dank,

nicht leicht müde, und wenn ich Stunden lang rede oder auch noch so rasch und anhaltend gehe, fühle ich meine Brust nicht des geringsten ermattet. Aber eine nächtliche Versammlung bei nur wenigen Lichtern hat nicht nur etwas Unfeierliches sondern wird auch leicht verdächtigt". „O da wollte ich schon helfen, sagte die Großmutter, und eine Menge Kerzen brennen lassen in der Stube herum; es müßte sein wie dort, da viele Fackeln waren auf dem Söller, als die Jünger auf einen Sabbath zusammenkamen, das Brod zu brechen und Paulus ihnen predigte und das Wort verzog bis Mitternacht".

„Aber dann noch eins, sagte der Vikar; es müßte den Leuten eingeschärft werden, daß sie von der Sache wenig reden, daß Niemand aus dem Dorf heraufkomme und daß wem immer Alter und Gesundheit es erlauben, zum Morgengottesdienst und zur Kommunion in die Kirche hinunter gehe; denn ich würde auf jeden Fall hieoben den Abendmahlskelch nur den Hochbetagten und Schwachen reichen, die nicht mehr hinunter können. Sonst hätte es den Schein, ich wollte einen Winkelgottesdienst helfen einführen. Ich bin kein Freund der Sekten und möchte auch nicht gern für einen Sektirer gehalten werden". „Behüte Gott, sagte die Großmutter; auch ich möchte nichts wider die Ordnung; und nicht des geringsten soll Aergerniß gegeben und Alles soll, wie Ihr wollet, pünktlich eingerichtet werden".

„Das Abendmahlgeräth, fuhr der Vikar fort, lasset Ihr dann am Weihnachtstag selbst Mittags durch eine

vertraute Person aus dem Pfarrhause heraufholen, ich werde dafür sorgen, daß der Kelch und Teller und auch des Abendmahlbrotes so viel als nöthig ist, dem Boten dann übergeben wird".

„O, Herr Vikar, was für glückliche Tage werde ich in Hoffnung bis zur Weihnacht haben; ich freue mich nun auf dieses Fest wie ein Kind auf seinen Weihnachtsbaum. Und es heißt ja: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen".

Es war schon später geworden, das helle Abendroth längst erblichen und Mond und Sterne strahlten im hellsten Schein über dem Nebel der Tiefe. Man sah aus der Stube in das vom Licht des Mondes glänzende weiße Meer hinunter. Es war dem Vikar, er sähe aus einer der höchsten Sennhütten der Alpen in Gletscher, welche Thäler hoch erfüllen, hinab und auf ihre breiten Schneefelder. Er brach auf, um nicht zu spät im Pfarrhaus einzutreffen.

„Am Weihnachtsfest aber, sagte die Großmutter, laß ich Euch, nachdem Ihr dann ein so schweres Tagwerk verrichtet, in der Nacht nicht noch ins Dorf hinunter. Dann mache ich Euch ein Stübchen und gutes Bett bereit; es soll Euer Vikarstübchen sein, so oft Ihr heraufkommt und bei uns bleiben wollt. Ihr werdet mir und uns allen immer einen frohen Tag machen, wie der heutige einer geworden ist, mir einer der frohesten seit langer, langer Zeit".

Festen Schrittes, guten Auges, gelenk und im Stei-

gen geübt, wie der Vikar war, gelangte er sicher und schnell die Halde hinab, trat wieder in des Thales Nebel, eilte am Bache hinunter. Martha hörte die Tritte durch den Pfarrhof, sie spann noch neben der Sabine, stand aber sogleich auf und öffnete ihm das Haus und sagte: „Die Suppe finden Sie im Ofenrohr“.

XXIII.

Der Pfarrer, unwillig über das eigenmächtige Fortgehen und Wegbleiben des Vikars, hatte für ein und alle Mal befohlen, ihm mit dem Nachtessen nicht mehr zu warten, ihm auch, wenn er gar zu spät käme, das Haus nicht mehr zu öffnen, auch ihm den Hausschlüssel nicht zu geben.

Ohne Wissen der Sabine hatte Martha die Suppe ihm noch hinaufgestellt.

„Ihr hättet ihm das Haus nicht mehr öffnen sollen, sagte Sabine, als Martha wieder an's Spinnrad saß; der Herr Pfarrer will es so“. „Es ist noch nicht neun Uhr, antwortete Martha, und der Vikar hat das Recht und die Pflicht, bei Kranken oder Sterbenden so lange auch in der Nacht zu bleiben, als er es für nöthig findet“. „So haben wir, fuhr Sabine fort, durch diesen im Dorf und auf den Berghöfen herumschießenden Vikar bei Tag und Nacht keine Ruhe und der Pfarrer sagte: der Vikar werde wol noch wie ein katholischer Geistlicher den Sterbenden das Abendmahl reichen, den Kelch

vor sich her durchs Dorf selbst tragen und vom Sigrist mit der Laterne sich zünden lassen wollen. Er sei ein pharisäischer Heuchler und ein reformirter Jesuit«. »Der Pfarrer sollte Dir das nicht sagen, antwortete Martha, denn Du bietest es wieder im Dorf herum, und das schadet nur dem Pfarrer; denn daß der Vikar ein wahrer Seelsorger ist, wird das Dorf immer mehr erfahren«.

Am zweiten Sonntag war die Kirche noch gedrängter erfüllt als am ersten. Auch aus andern Dörfern waren Zuhörer hergekommen. Die Freunde Peters und Walters hatten, wohin sie konnten, ihren Glaubensgenossen sagen lassen, was für einen gläubigen Vikar und trefflichen Prediger sie nun haben.

Sabine berichtete dem Pfarrer: es seien viele Sektirer auch aus benachbarten Gemeinden in der Kirche gewesen; der Vikar habe wieder nicht des Pfarrers Gebete gebetet und von nichts als von Bußethun gepredigt, denn das Himmelreich sei nahe herbeigekommen. »Lehre er nur, sagte der Pfarrer, die Waldbrunner zuerst vernünftig denken und handeln, so sind sie schon dadurch im Himmelreich. Der Unvernunft absagen, das heißt Buße thun. Aber wie will ein Unvernünftiger Vernunft predigen«?

Nach der Predigt kam Peter zum Vikar und bat ihn, da so viele Gläubige aus andern Gemeinden im Dorf seien und auch die Kinderlehre noch besuchen, er möchte nach derselben ihnen noch eine Bibelstunde halten. Der Vikar sagte zu.

Vor der Kinderlehre ging er ins Schulhaus, wo sich nach seiner Anordnung die Jugend versammelt hatte, sang noch mit ihnen das Lied, das im Gottesdienst gesungen werden sollte und führte sie dann wohlgeordnet und stille in die Kirche. Die Gemeinde freute sich darüber und noch mehr über das Singen der Kinder, deren frische Stimmen nun den Gesang der Gemeinde leiteten und hoben. Der Vikar erklärte dann den Lobgesang der Maria, den er hatte auswendig lernen lassen. Anführung von Bibelsprüchen und bekannten Kirchenliedern und Beispiele aus der Bibel begleiteten von neuem seine Erklärung. Von dem Gehörten gaben die Kinder wieder Rechenschaft verständig und Jedermann vernehmlich. Die Großmutter Salome hatte durch ihre Verena, die ihr die Kinderlehre wiederholte, fast eine Bibelstunde.

In die Bibelstunde, welche aber der Vikar nach der Kinderlehre in Peters Stube hielt, war auch Martha gekommen. Sie hatte sich, mißleitet durch des Pfarrers Behauptungen, die Bibelstunden seien unnütz und sektirerisch, vorgestellt, es komme in denselben Kopfhängereien und Schwärmereien vor. Aber jetzt hörte sie: der Vikar sprach nach einem kurzen Eingangsgebete vom Täufer Johannes, von dessen Geschichte und Aufgabe, Geist und Schule, Gesinnung und Ausgang. Der Vortrag war erfüllt von bibel-erklärenden, geschichtlich belehrenden und erbaulichen Gedanken, wie in Form und Inhalt sie in der Predigt nicht vorkommen können. Durch diese Eine Bibelstunde war nun Martha von

der Nothwendigkeit derselben durchaus überzeugt. »Und es ist nur nicht zu begreifen, sagte sie im Heimgehn zum Vikar, daß ein Pfarrer sein ganzes langes Leben nicht daran denkt, jeden Sonntag Abend noch eine solche Stunde zu halten zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung seiner Leute«.

Der Pfarrer hatte Besuch, die Sabine war im Dorf und so konnte sich Martha noch einen Theil des Abends mit dem Vikar unterhalten. Die Predigt und Kinderlehre wurde wieder besprochen. Der Martha waren aus derselben alle einzelnen Gedanken und Wendungen gegenwärtig. Darnach sagte sie: „Seit einigen Jahren ist mir die traurigste Zeit der Sonntag-Nachmittag und Abend. Früher las etwa der Pfarrer vor an einem langen Sonntag-Winterabend, oder er ließ sich vorlesen. Beides mag er nicht mehr. Lesen kann ich auch nicht immer. Und was sollte ich mit Sabine reden? Sie geht ins Dorf. Der Herr ist hinter seinen Büchern und ich meist den ganzen Nachmittag und Abend allein. In allen Häusern im Dorf freuen sie sich ihres Beisammenseins, Kinder und Eltern und Geschwister und Freunde. Ach die Mütter, die glücklichen Mütter gehen im Sommer mit ihren Kindern Sonntags durch die Aecker und Felder; im Winter sitzt die Mutter selig unter ihren Kleinen, erzählt ihnen, singt und betet mit ihnen. Alles ringsum so gesellig und vergnügt zu wissen und sich selber so durchaus einsam und verlassen zu sehen, keine vertraute Seele zu haben und genießen zu können: o, Herr Vikar, das ist schwer, sehr schwer. In der schönen

Jahreszeit kann ich mich im Garten oder in der Umgegend ergehen und erheitern. Aber den langen Winter hindurch bin ich einsam; — auch einige der Kinder der Nachbarschaft, die ich sonst um mich versammle, kann ich am Sonntag nur selten haben. Wahrlich ich sehne mich an einem so trübseligen langen, langen Abend nach der Arbeit des Werktages, als wäre er der Fest- und Feiertag und ich übernehme es gerade am Sonntagabende gerne, für Sabine die Geschäfte in Küche und Stall zu verrichten".

„Wir können uns nun gegenseitig erheitern, sagte der Vikar, und das ist auch mir erwünscht; denn es werden und müssen jetzt stürmische Tage kommen im Pfarrhaus. Sobald der Pfarrer vernommen, was alles ich mir schon erlaubt und was ich noch vorhabe, so wird sein Zorn losbrechen". „Es ist gut, sagte Martha, wenn Sie sich darauf gefaßt halten, denn er ist eben so heftig als unversöhnlich". „Ich kenne diese Art, erwiederte der Vikar, woher sollte ihnen Sanftmuth und Versöhnlichkeit kommen, sie verläugnen den, der allein beides ist, der allein beides giebt. Sie läugnen den Gottmenschen und verstehen daher auch nicht das Wunder seines Wortes: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Ich werde ganz gewiß unaufgeregt und in der Stellung und Stimmung eines ruhigen Beobachters bleiben".

Noch theilte er der Martha mit, daß er am nächsten Morgen um sieben Uhr die erste Unterweisungsstunde in der Frühe halte und daß der alte Walter dafür sorge,

daß seine Schulstube warm und gehörig erleuchtet sei. „Ich werde aber nach der Unterweisungsstunde mit den Kindern in die Stadt gehen und mich mit ihnen auf der Straße unterhalten. Was hilft es, wenn ich ihnen sage: seid unterwegs doch anständig und ehrbar, wenn sie keinen Begriff haben eines bessern Gespräches und wenn sie Jahr aus und ein in und aus den Fabriken umgetrieben bleiben im Wirbel wüster Gedanken, und sie neben ihren Rädern und Spindeln das Alles in seine Zähne reißende Getrieb der Lüge und Unzucht umsaust, und Jahre lang und gerade die schönsten Jahre der Jugend hindurch der eine wüste Faden gesponnen und dieser der Zettel wird des ganzen Lebens und das übrige Leben ein ähnlicher Einschlag! O die armen Kinder, und die armen Sklaven! Wenn immer ich in die Stadt muß, werde ich es suchen so einzurichten, daß ich mit meinen Kindern hineingehe. Zum Mittagessen werde ich dann Morgen nicht kommen, Nachmittags meine Hausbesuchungen fortsetzen und erst später wieder heimkehren“.

„Dann wird sich aber der Pfarrer nicht länger halten können, sagte Martha; und auf den Dienstag ist dann ohne Zweifel ein Gewitter zu erwarten“. „In Gottes Namen, antwortete der Vikar; in gewissen Beziehungen freue ich mich darauf; jetzt herrscht Schwüle und Spannung, so oft wir am Tische oder sonst einander vorüber sind; das Gewitter wird die Spannung irgend wie lösen und eine Entscheidung, eine läuternde Scheidung bringen“.

Der Vikar hielt seine erste Morgen-Unterweisungsstunde. Wie viel munterer, williger und aufmerksamer fand er alle Zöglinge! Daun ging er mit ihnen in die Stadt. Daß er sich ihrer nicht schäme, daß er mit armen Fabrikkindern möge auf der Straße sein und in die Stadt einziehen, daß dieses freundlich sei von ihrem Vikar, erkannten und fühlten die meisten. „Er meint es doch wohl mit uns, sagten viele, er ist liebreicher gegen uns als selber Vater und Mutter“.

Der Vikar ging wieder zum Vorsteher des Kirchenrathes, sagte ihm, daß er auf Bitten besonders der alten Leute auf den Berghöfen ihnen eine Wochenpredigt gehalten und daß er bereit sei, auf ihren Wunsch am Abend des kommenden Weihnachtsfestes ihnen wiederum zu predigen und mit den Betagten und Schwachen das Abendmahl zu halten. Er legte dar, wie Alles angeordnet sei und wie aller Schein von Stündelei und einer sektirerischen Absonderung werde vermieden werden. Der Vorsteher des Kirchenrathes sah darin nur Löbliches und sagte: „Darf und soll man den in ihren Betten liegenden Kranken der Spitäler in ihren Sälen predigen und ihnen das Sakrament reichen, warum sollte man das den Alten und Schwachen einer Berggemeinde verweigern, die nun einmal nicht in die Kirche hinunter können? Sie dürften das Sakrament sogar den Gesunden und Starken dort spenden. Wenn die Berggemeinde einen eigenen Geistlichen anstellen wollte, wer könnte es ihr wehren? Und wenn Sie, Herr Vikar, über den Berghöfen die Gemeinde und Kirche Wald-

brunn selbst nicht im geringsten vernachlässigen, so kann ich Ihr Vorhaben, an einem so hohen Festtage noch mehr zu thun, denn man billiger Maßen fordern könnte, nur loben. Was der alte Pfarrer, welcher die Berghöfe, wie ich vernommen, dreißig Jahre lang nie besucht, zu den Wochen- und Festpredigten sage, die Sie jetzt auf den Höfen halten und wollen halten, darauf ist gar nicht zu achten. Daß Sie dieses und andres nicht seinem Urtheil und Gutheißen unterwerfen mögen, begreife ich. Sie werden einen schweren Stand bekommen; aber halten Sie fest; bei mir werden Sie die nöthige Unterstützung finden".

Getrost kehrte der Vikar wieder in sein Dorf zurück und setzte seine Hausbesuchungen fort.

Er aß beim alten Walter zu Mittag, was den Greis sehr freute. Der sagte ihm: „Ries billige die Verlegung der Unterweisungsstunden; Rauber aber meine, der Vikar hätte dazu erst die Erlaubniß des Gemeindeammanns haben sollen; die Eltern dagegen seien über diese Erleichterung der Kinder gar zufrieden; und Rauber finde in seinen Klagen über den Vikar keine Zustimmung".

Sabine hatte nun dem Pfarrer Alles berichtet, wie der Vikar letzten Freitag auf den Höfen eine Abendpredigt gehalten, am Sonntag nach der Kinderlehre bei dem Stündler Peter eine Bibelstunde, am Montag schon um sieben Uhr beim Kerzenlicht eine Unterweisungsstunde, wie er mit den Fabrikkindern in die Stadt gelaufen sei und wie auch der Ammann über den Vikar zürne.

XXIV.

Am Dienstag Morgens ließ der Pfarrer den Vikar herab auf sein Zimmer rufen. Der Vikar ließ antworten, wenn nicht gerade dringende Geschäfte zu behandeln seien, so stehe er nicht von seiner Arbeit auf, er müsse Briefe schreiben, die der noch Vormittags in die Stadt gehende Bote nothwendig mit sich zu nehmen habe; nach dem Mittagessen sei er bereit. Der Pfarrer war aufgebracht über diese Weigerung des Vikars, und zum ersten Mal kam er nicht zum Tische und aß allein auf seinem Zimmer, konnte auch nach dem Essen seinen Mittagsschlaf nicht finden. Als der Vikar meinte, dieser sei vorüber, klopfte er an und trat beim Pfarrer ein.

„Sie wollten mit mir sprechen, Herr Pfarrer, sagte er mit aller Ruhe; ich mußte durchaus meine Briefe noch beendigen und auf die Post geben; entschuldigen Sie, jetzt stehe ich zu Diensten“!

Der Pfarrer stand zornig auf und vor ihn hin und sagte sehr laut: „Nein, Sie stehen mir nicht zu Diensten, wie das Ihnen wohl anstünde, wie das Ihre Pflicht und Schuldigkeit wäre; Sie handeln in Allem eigenmächtig; Sie benehmen sich, als ob Sie der Ortspfarrer, als ob Sie der Herr im Haus wären, und ich bloß noch ein Kostgänger darin. Dessen hab' ich einmal genug. Und von heute an soll mir das anders werden, Sie eigenwilliger, junger Mensch Sie“.

„Beruhigen Sie sich, sagte der Vikar ganz gelassen. Setzen Sie sich. Lassen Sie uns die Verhältnisse be-

sprechen, wie es sich Predigern geziemt. Eine solche Aufregung ist auch Ihrer Gesundheit nachtheilig“.

„Ja, fuhr der Pfarrer heftig fort, indem er rasch das Zimmer auf und ab schritt, Sie fragen viel darnach, was einem Prediger ziemt und zumal was einem jungen Prediger, einem unerfahrenen Anfänger geziemt. Und Sie berücksichtigen wirklich mit möglichster Schonung meine Gesundheit“.

„Setzen Sie sich, sagte der Vikar ruhig aber entschieden; denn das geziemt sich nicht, daß Sie sich so vor mich hinstellen und mich so vor Ihnen stehen lassen, als hätte ich mich vergangen und als hätten Sie mich zu verhören. Und wollen Sie nicht sitzen, so setze i ch mich“. Und er setzte sich in den Lehnstuhl, den der Pfarrer sonst nur ausgezeichneteren Gästen hinstellte.

„Sie haben sich, antwortete der Pfarrer noch zorniger, wann, wo und wie es Ihnen beliebte, ohne alle Höflichkeit gesetzt und sich mir widersetzt, Sie haben sich auf die verkehrten Meinungen einer abergläubischen Theologie festgesetzt, und sich überall oben angesetzt“.

„Weder in den Schulen noch an den Tischen, sagte der Vikar, ich bin kein Pharisäer“. „Sie haben sichs in den Kopf gesetzt, fuhr der Pfarrer fort, sich über Alles, was i ch anordne und anzuordnen habe, hinwegzusetzen: Sie brauchen meinen Konfirmationsunterricht nicht; Sie beten nicht nach meiner verbesserten Liturgie; Sie beunruhigen das Dorf durch Ihre zudringlichen Hausbesuche; Sie erlauben sich, ohne nur zu fragen und eigentlich hinterrücks Neuerungen und Will-

kürlichkeiten, ändern die Ordnung des Gottesdienstes in der Kinderlehre; stürmen auf die Berghöfe, halten dort einen Winkelgottesdienst und einen zweiten in der Stube des Stündlers Peter mit auswärtigen Sektirern; Sie geben Ihren Unterricht nicht, wie es sich schickt, in der obern Schule und Sie verlegen sogar die Unterweisungsstunde und halten sie am Morgen bei Licht, lassen die Konfirmanden, statt ihnen die nothwendigsten Vernunftwahrheiten beizubringen, unverstandene Bibelsprüche und Lieder auswendig lernen. Und warum das Alles? Ich befahl Ihnen wiederholt, am bisherigen Gange nichts zu ändern; aber freilich auf diesem gewohnten und bewährten Gange hätte sich der junge Vikar vor dem alten Pfarrer nicht auszeichnen können. Und warum wollte ich am bisherigen nichts ändern? erstens weil es der einzig rechte ist und zweitens weil ich hoffte und dessen jetzt so viel als gewiß bin, daß ich auf meinem bisherigen Gang selber wieder ohne Hülfe fortgehen und eines Vikars los werden kann“.

„Das wünsche ich Ihnen auch, sagte der Vikar, aber nicht der Gemeinde, falls Sie nicht von Ihrem bisherigen Gange umkehren“.

„Was, rief der Pfarrer, ein junger Mensch will mir Buße predigen“?

„Warum nicht? sagte der Vikar, ich bin zwar noch jung; aber ich bin ein ordinirter Diener des göttlichen Worts und stehe schon seit einigen Jahren im Amt. Und daß Sie mir nie und nimmer mehr sagen: junger Mensch, das leide ich nicht. Und wenn es nöthig ist,

weiß ich mir die Achtung zu verschaffen, die meinem Amt und meiner Stellung gebührt. Also reden Sie mit mir, Herr Pfarrer, wie es Ihnen und meinem Amte geziemt“.

„Ich habe meine Amtswürde noch nie verletzt“, erwiederte der Pfarrer. „So verletzen Sie auch die meine nicht“! sagte der Vikar. Und lassen Sie mich jetzt des kürzesten auf Ihre Anklagen antworlen: Ihre Liturgie und Ihren Konfirmationsunterricht brauche ich nicht, weil beide durch und durch unevangelisch sind. Ich aber habe einen theuern Eid geleistet: das Evangelium unverfälscht zu predigen.

„Also bin ich ein Verfälscher des Evangeliums“? rief der Pfarrer.

„Ja! sagte der Vikar, und wie Sie die Kinderlehren und Unterweisungen gehalten, die Hausbesuchungen zwanzig und dreißig Jahre vernachlässigt, wie Sie gepredigt und die Sakramente verwaltet, das Alles war eine Verfälschung des Evangeliums“.

Der Pfarrer, der roth und blaß vor Zorn, immer rascher auf und ab gegangen war, stand jetzt vor dem ruhig dasitzenden Vikar still und sagte, indem er zitternd beide Arme und Hände gegen ihn schüttelte: „Und das sagen Sie mir, Sie, der kaum in den Anfängen der Wissenschaft steht, der in Sachen der Gelehrsamkeit noch nichts geleistet hat, das sagen S i e mir, einem im Dienst der Wissenschaft ergrauten Mann, einem in den weitesten Kreisen bekannten und anerkannten Theologen, den nennen Sie einen Verfälscher des Evangeliums; mich

nennen Sie so, mich einen Mann, der sein ganzes Leben allen Fleiß, alles Nachdenken und Forschen gerade daran gesetzt hat, das Evangelium von allen Verfälschungen zu reinigen und es echt und lauter wieder herzustellen und zu predigen, wie es aus dem Geiste des ersten Lehrers der Vernunft gequollen ist. Wissen Sie denn nicht, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig".

„Ja wohl, antwortete der Vikar; aber nicht der Geist der Schriftgelehrten und der bloßen Gelehrsamkeit, diese kann auch ein Buchstabendienst sein. Man könnte ebenso wohl sagen: der Buchstabe der Schrift macht lebendig, hingegen euer Geist tödtet. Der Geist eurer Meinungen, die ihr eine Philosophie nennt oder das moderne Bewußtsein und die Anschauungen der Jetztzeit. Herr Pfarrer, ich ehre die Wissenschaft und Gelehrsamkeit, ich schätze Ihr reiches Wissen, ich anerkenne Ihren Eifer, Ihre Hingebung, mit welcher Sie der Wissenschaft lebten und rastlos noch leben. Aber die Wissenschaft ist nicht da, um das Licht der Welt aufzuhellen, um das Evangelium zu läutern. Ein Diener des Evangeliums muß sich selbst allererst vom Evangelium läutern lassen".

„Der Aberglauben kann mich nicht läutern", sagte der Pfarrer. „Und die Vernunft auch nicht, antwortete der Vikar; will und kann die Vernunft sich selber helfen, so hat sie keinen Erlöser nöthig, sie glaubt nur an sich und das ist auch ein Aberglauben. Ihr bleibt vom apostolischen Glaubensbekenntniß nur das

erste Wörtlein, das liebe Ich, stehen. Und kurz und gut, wir sind bestellt, beeidigt und auch besoldet, das Evangelium von der Gnade Gottes durch Jesum Christum zu predigen. Und wer dieß nicht kann, noch mag, der sei so ehrlich und wende sich einem andern Berufe zu und besteige einen andern Lehrstuhl, er sei ein Diener irgend einer Wissenschaft; denn ein Diener des Wortes ist er nicht".

„Also Gnade sollte ich predigen? sagte lachend der Pfarrer, Gnade! giebt es ein verrückteres Wort? Wer von der Gnade leben kann, der hat sich hingeworfen, der läßt sich treten, der ist ein niederträchtiger Schuft". Der Vikar antwortete: „Was sagt denn der, den Sie den höchsten Lehrer der Vernunft nennen, wir aber den Mittler, den Erlöser von Sünden, den Herzog unsrer Seligkeit, was sagt er: der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem". Und Jener würde nach den Verhältnissen der jetzigen Zeit sagen: ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute, Orthodoxe, Wundergläubige, Sündenbekenner, von der Gnade Lebende, Buchstabenverehrer, Eiferer für den Kanon, und die Bekenntnißschriften und die alte verrottete Dogmatik; ich reinige das Evangelium von allen Verfälschungen, von allem Legendenkram, den die Evangelisten und Apostel von Anfang hineingetragen, ich reinige das Evangelium von Matthäus und Johannes,

von Paulus und Petrus. Aber, Herr Pfarrer, das Wort sie sollen lassen stahn, und keinen Dank dazu haben.

„Und also verstehe ich demnach unsre Stellung: Ich nehme rücksichtlich des Geistes meiner Amtsführung von Ihnen keinerlei Weisung an, denn Sie haben den Geist Christi nicht, und sind nicht sein. Und wie ich mir vom Herrn alle Tage Buße predigen lasse und mich vor ihm demüthige, daß er mich reinige durch sein Blut, so fühle ich mich berufen, auch Ihnen Buße zu predigen, daß Sie sich bekehren von Ihren selbstgemachten Götzen der Vernunft zum lebendigen Gott und als ein irrendes Schaf zu Jesus Christus, zum Hirten und Bischof unsrer Seelen“.

Mit diesem stand der Vikar auf und verließ das Zimmer.

„Infam! rief der Pfarrer, hin und her rennend. Ja das ist der Pharisäer-Hochmuth! Mir Buße predigen! Ich ein irrendes Schaf! Ich ein Götzendiener“!

Sabine hatte gehorcht. Sie kam herein. „Das ist ein wüster Unflat das, sagte sie. Ich wollte, ich könnte ihn mit dem Besen aus dem Haus wischen. Aber er wäre auch nicht so, wenn ihn nicht die Jungfer Martha aufgehetzt hätte. Sie stecken immer beisammen. Sie verstehen einander. Ihr hättet es schon lange auch am Tische sehen können. Der Vikar redet ja meist nicht mit Euch, sondern mit der Martha. Und wenn sie nicht so alt wäre, so müßte man fast meinen, sie stelle ihm nach, um ihn zu heirathen, und sie helfe Euch zum Tode ärgern, damit sie bald Frau Pfarrerin sein könne. Das

ist gewiß, daß der Vikar Euch durch Verdruß tödten will. Aber er ist noch nicht Pfarrer zu Waldbrunn, hat auch der Rauber gesagt. Der Vikar will Euch tödten; und da thäte ich an Eurem Platze, Herr Pfarrer, ihm nicht den Gefallen, mich so zu ärgern. Denn eben das will er; er will Euch durch Aerger und Verdruß vergiften; er weiß, daß solche Hitzen des Zornes Eurer Gesundheit nachtheilig sind, er weiß, daß sie Euch leicht wieder einen Schlagfluß bringen könnten“.

„Du hast Recht, sagte der Pfarrer; aber wer sollte über eine solche Unverschämtheit, Frechheit, über solchen stinkenden Hochmuth und Stolz der gleißenden Demuth nicht in Aufruhr kommen? Gieb mir ein Glas Zuckerwasser! fort muß mir der Bursche“!

„Uebereilet Euch nicht, fuhr Sabine fort, denn wolltet Ihr schon jetzt wieder selber predigen und Unterweisungen halten, könntet Ihr leicht durch Ueberanstrengung einen Rückfall erleiden, wie ja der Arzt immer sagt, und dann müßte wieder ein Vikar kommen, und dessen würdet Ihr dann nicht wieder los. Zudem wißt Ihr, der Candidat Heuerling wäre auch nicht für uns; und wie ich vernommen, wäre er jetzt gar nicht zu haben. Ihr habet ja immer gesagt: Ihr werdet den Aberglauben bis zum letzten Athemzug bekämpfen; so werdet Ihr Euch jetzt nicht vor dem Vikar fürchten“!

„Meinst Du, ich fürchte mich“? sagte der Pfarrer. „Du hast aber Recht, im Vikar tritt mir wie in meinem Leben noch nie der Aberglauben, die Unvernunft, die Scheinheiligkeit, die Hierarchie und das Pfaffthum

entgegen und diesen Ungeheuern, diesen Plagegeistern der Menschheit weiche ich keinen Schritt bis zu meinem letzten Athemzug; keine Todesfurcht, keine Todesangst soll mich übermannen; ich werde der Unvernunft trotzen bis zum letzten Hauch; ich bin mir selber seit meinen Jünglingsjahren nie untreu geworden; ich habe der Wahrheit und Wissenschaft gelebt, ich habe ein gutes Gewissen, und jetzt in meinen alten Tagen sollte ich noch Buße thun und mich bekehren"?

„Aergert Euch doch nicht, sagte Sabine nochmals und wiederholt, indem sie ihm das Zuckerwasser reichte. „Er ist ein hochmüthiger Narr, der von nichts als Buße zu predigen weiß und die alten Weiber damit erschreckt". Auch der Rauber hat gesagt: „Der Vikar hat gemeint, er erschrecke mich, indem er mir den Teufel vorgehalten, aber einen Rauber schreckt man mit dem Teufel und mit den Teufelspossen nicht".

„Rauber hat Recht, antwortete der Pfarrer; der einzige Teufel ist die Unvernunft. Leben wir vernünftig, so leben wir einig mit unsern eigenen Denkgesetzen in einem Frieden, den uns die Unvernunft nicht nehmen kann, wenn sie uns auch Buße und den Teufel predigt".

So hatte sich im Gespräch mit der Sabine des Pfarrers Zorn vom ersten Aufwallen etwas gelegt, und dann setzte er sich hin, seinem Freunde, dem Schulrath Kleiner zu schreiben und klagte ihm seinen mannigfachen durch den Vikar täglich erregten Verdruß.

XXV.

Der Schulrath kam nach einigen Tagen nach Waldbrunn heraus und nachdem er mit seinem Freunde Alles besprochen, trat er dann auch bei dem Vikar selber ein. „Sie werden es erlauben, sagte er, wenn ich als vieljähriger Freund des Herrn Pfarrers versuche, zwischen ihm und Ihnen zu vermitteln. Sie sind im Eifer gegen ihn wol zu weit gegangen. Es wäre auch nicht geschehen, wenn Sie hätten wissen können, was Alles schon der gelehrte Herr Kiesel während seines langen Lebens als ein wahrer Patriot seinem Vaterlande, unsrer gemeinschaftlichen Heimat, schon geleistet nicht nur in der Kirche, sondern fast noch mehr in der Schule, besonders durch Hebung der Volksschule. Er hat sich auch von je der Armen sehr angenommen. Er zuerst hat viel und anregend geschrieben und gesprochen von der Nothwendigkeit, Rettungsanstalten für Waisen und andre verlassene und verwahrlosete Kinder zu stiften. Er hat hiefür Gesellschaften zusammengebracht. Als Schriftsteller, wissen Sie, ist er der gelehrten Welt bekannt. Er hat aber auch für's Volk manche lehrreiche Schrift verfaßt und auch für die Volksschule einige gute Lesebücher. Es war daher wol stark, das werden Sie doch zugeben, Herr Vikar, einem solchen wohlverdienten, unbescholtenen Manne, der als Gelehrter ein stilles, zurückgezogenes, harmloses Leben mit Ehren und Segen gelebt hat und noch lebt, einem solchen Manne ins Gesicht zu sagen: er sei ein Verfälscher des Evangeliums

und er solle Buße thun und sich bekehren von seinem selbstgemachten Götzen der Vernunft zu dem lebendigen Gott und zu Christus dem Hirten unsrer Seelen. Ist denn der gelehrte Herr Kiesel nicht selber ein Hirte, ein Kinder- und Armenfreund? Hat denn nicht Jesus gesagt! was ihr dem geringsten dieser gethan, das habt ihr mir gethan? Ist denn ein der Wissenschaft und Wahrheit geweihetes Leben sündenbefleckt? Ist denn das Christenthum etwas andres als die edelste Humanität? Sagt denn Jesus nicht: wer den Willen thut des himmlischen Vaters, der ist mir Mutter und Bruder und Schwester? Und: Nicht alle, die zu mir sagen, Herr, Herr, werden ins Himmelreich eingehen, sondern die den Willen thun meines himmlischen Vaters. Und sagt nicht Petrus, mit dessen Worten Sie dem Herrn Pfarrer Bekehrung predigen wollten, sagt nicht dieser Petrus selbst: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm? Und sagt nicht auch Paulus: In Jesu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Und war denn unsers gelehrten Kiesels Leben nicht ein der edelsten Menschenliebe gewidmetes und hat er nicht nach den Worten des Apostel Jakobus seinen Glauben, seinen rechten und wahren Glauben durch seine Werke erwiesen“?

„Nein, sagte der Vikar; alle seine Schriftstellerwerke sind nicht Glaubenswerke, sondern vielmehr Unglaubenswerke. Sie haben alle die Absicht, den Glauben an Jesum, als an den Christus, den Welterlöser aus-

zutilgen, den Stuhl seiner Herrlichkeit, wenn es möglich wäre, umzustoßen und die eigene Vernunft, seine eigene bloße Meinung, seine eigene pharisäische Selbstgerechtigkeit als einzigen und höchsten Gott auf den Thron zu erheben. Selber in seinen Volksschriften ist ihm Christus nur ein Lehrer der reinen Vernunft. Er heißt ihn überall den Nazarener und statt Gott sagt er überall Gottheit und Vorsehung und lehrt, die Gottheit sei unser höchster Gedanke, und weil die Vernunft zu allen Zeiten und überall dieselbe gewesen und dieselbe bleibe, so und so nur sei die Gottheit auch ewig".

„Aber ist es nicht so"? sagte der Schulrath.

„Sie sollten mich nicht unterbrechen, antwortete der Vikar; auch ich habe Sie ungestört zu Ende reden lassen. Aber es ist eben nicht so; auch der Gottesläugner hat Vernunft und in ihm ist der höchste Ausspruch derselben: es ist kein Gott".

„Wir reden nicht von der ungebildeten unentwickelten Vernunft, fuhr der Schulrath fort; die Vernunft der Denker aller Zeiten und aller Völker hat nur Eine Wahrheit ausgesprochen; auch in Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero ist der Eine und derselbe Logos wie in den vernünftigeren Gedanken des Alten und Neuen Testaments; es giebt keine specifisch christliche Wahrheit, so wenig als eine christliche Mathematik, so wenig als ein christlich Schönes. Das höchste Wahre, Schöne, Gute ist überall dasselbe. Und diesem hat auch unser Kiesel immer nachgestrebt Sie selber, Herr Vikar, suchen es ja auch nicht nur im Evangelium; ich sehe zu mei-

ner Freude den Sophokles auf Ihrem Tische aufgeschlagen“.

„Warum sollte ich mich des Schönen nicht freuen, antwortete der Vikar, wo immer es sich mir darbietet? Ich lese auch die griechischen Dichter, schon damit ich mein Griechisch nicht verlerne; ich finde mannigfachen Genuß an der Composition, an der Darstellung der Charakter, an der Sprache. Ich sehe ein Ringen nach Wahrheit, aber sie haben sie noch nicht; um so mehr freue ich mich des Besitzes derselben. Ich weiß zwar wohl, man hält uns Orthodoxe nicht einmal für fähig, selber einen Lessing, Göthe, Schiller zu genießen. Die kritische d. h. die ungläubige Theologie sagt: es ist eine Schmach: die engherzige, orthodoxe Kirche schätzt die größten Heroen der deutschen Wissenschaft und Kunst gering, weil sie nicht streng gläubig gewesen, ja der Orthodoxe hält sie nicht einmal für Christen. Er sieht nicht ein, daß sie unmöglich diese hohen und hehren Künstler, diese Fürsten im Reich der Gedanken und Wissenschaften hätten sein können, wenn sie sich nicht von den Fesseln des Kirchenglaubens los gemacht hätten. Die genannten großen Geister gelten der kritischen Theologie mehr als die Evangelisten und Apostel. Sie sagt: alle diese hocherleuchteten Männer haben nicht an Christus geglaubt, wie es die orthodoxe Kirche will; sie stehen alle auf der Seite der kritischen Theologie; ihr Orthodoxe schließt sie aus, so gehören sie euch eben nicht an, sie sind aber unser Licht und Stolz, unsre Rechtfertigung und unser Sieg. Wir Orthodoxe aber

sagen: Wir schließen sie nicht aus; sie selber wollen ja nicht zu uns gerechnet sein. Aber wir zählen zu den Unsern Männer, die nicht minder begabt, ja die an Geisteskräften und Kenntnissen und Leistungen wol noch höher stehen; die Kopernikus, Keppler, Newton, Leibnitz, Haller, Gauß, Schubert, R. Wagner waren und sind auch Heroen und glauben doch an Jesus Christus als an ihren Erlöser. Sie waren auch Männer des Fortschritts; ja sie legten gerade in den Naturwissenschaften den Grund zu allem, deß sich die jetzige Zeit als einer eigenen Erfindung rühmt. Diese alten und hehren Meister, die Stifter und Väter der neueren Naturkunde stehen auf unsrer Seite und so sind wir unbeschämt und von keinerlei Zweifel angefochten, wenn ihre noch so hoch begabten Schüler den Glauben ihrer Väter nicht theilen; wir sind im Gegentheil überzeugt, die Söhne und Schüler seien hierin hinter ihren gepriesenen Vätern und Meistern zurückgeblieben und diese ihre Schüler stehen uns auch nicht da in der ganzen Ehrwürdigkeit ihrer Väter. Und ich scheue mich nicht, es zu sagen, eure gepriesenen Heroen unsrer Literatur haben nicht die volle Wahrheit und gerade bei dem, welchen ihr am höchsten preist, hat sich die bewundernswürdige Höhe seiner Wissenschaft nicht als eine Veredlung auch seiner Gesinnung gezeigt. Aber ich lese, ich studire diese Heroen, ich lerne immer wieder von ihnen; allein ganz und gar können sie mich nicht befriedigen. Ich weiß auch unsre großen Tondichter zu schätzen; aber wenn sie unkirchlich und unevangelisch sind, wo sie

doch in Kirchenmusiken beides sein sollten, da weiß ich gar wol ihre Composition in ihrer Originalität, in ihrer kunstreichen Fügung zu genießen bis ins Einzelne; ich habe solches verstehen zu lernen das Glück gehabt; aber was mich nicht über mich selbst erhebt, erbaut, erquickt, tröstet und reinigt und beseligt, das befriedigt mich nicht, das ist mir nicht das höchste Schöne. Denn ja, Herr Schulrath, es giebt eine specifisch christliche Wahrheit, Güte, Schönheit und Heiligkeit und die ist Christus selber in seiner ganzen Erscheinung, das Wunder der Wunder, die neue Schöpfung; im höchsten und einzigen und unvergleichlichen Sinne der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und diesen Christus hat der gelehrte Herr Kiesel nie gekannt und hat ihn nie kennen lernen wollen, er hat im Gegentheil durch Gelehrsamkeit ihn von sich ferne gehalten. Er wollte nicht ins Himmelreich und bemühte sich auch, daß, die er hätte hineinführen sollen, nicht hinein kämen. Das ist die Verblendung seines Lebens. Ich will gerne glauben, daß er in seinen früheren Jahren und Anstellungen für das Wohl der ihm anvertrauten Gemeinden thätiger gewesen sei. Aber wenn er es gewesen wäre um des Herrn willen, gedrungen von der Liebe Christi, so hätte diese Thätigkeit nie aufgehört. Im Gegentheil sie wäre immer reiner, uneigennütziger und inniger geworden. Jetzt muß ich schließen, er habe früher Manches gethan auch aus Ehrgeiz und in der Absicht, durch seine Vernunftlehre das Evangelium zu verdrängen. Aber seit er in Waldbrunn ist, hat er ausschließlich seiner Schrift-

stellerei gelebt, die Haushaltungen ihrem Schicksal überlassen; dreißig Jahre ist er nie auf den Berghöfen gewesen. Er hat immer nur Vernunft und Vernunft gepredigt und von Jahr zu Jahr mehr geklagt, wie die Waldbrunner unvernünftiger werden. Er hat von seinem Predigen und Unterweisen ganz und gar keinen Segen gesehen und ist doch immer in seiner zur todten Form gewordenen Weise geblieben; er ist, wie er sich ausschließlich nur der kritischen Theologie hingegeben, gemüth- und herzloser geworden, was er an Scharfsinn gewonnen, hat er an Tiefsinn verloren und ist in einen Vernunft-Fanatismus hineingerathen. Und damit ich's kurz sage, Herr Schulrath, ich habe ihm Buße gepredigt und werde fortfahren, ihm Buße zu predigen, weil er dem Himmelreich ferne steht und näher dem Pantheismus, und — so viel ich in dies Hauswesen hineinblicke, näher dem Saduzäismus“.

„Sie urtheilen schroff, Herr Vikar; sagte der Schulrath, ja ungerecht. Man kann nicht nüchterner, einfacher, eingezogener leben, als unser gelehrter Kiesel; daher auch bis in sein hohes Alter seine unerschütterte Gesundheit, daher auch jetzt sein sichtbares Genesen. Möchten Sie dieses durch ein so schonungsloses Richten nicht hindern! Auch ich bin in Manchem durchaus nicht Ihrer Ansicht und doch weder ein Pantheist noch Epikuräer. Es giebt allgemeine ewige Wahrheiten, an diese glaube ich, sie sind auch im Alten und Neuen Testament, aber nicht weil sie in der Bibel sind, glaube ich ihnen, denn in derselben ist auch viel Unwahres; die

jetzige Wissenschaft kann es als solches erweisen, so wie sie das Unechte auch im Neuen Testament aufgedeckt hat. Und der gelehrte Kiesel hat am Werke dieser Enthüllung, dieser Offenbarung möchte ich sagen, viel gearbeitet".

Der Vikar antwortete: „Christus ward von Anfang prophezeit als das Zeichen, dem widersprochen wird, als vieler Fall und Auferstehn. Die kritische Theologie lehrt keinen einzigen Satz, der nicht schon in den ältesten Zeiten der Kirche von Christi Feinden wäre gelehrt worden. Die kritische Theologie hat, freilich ohne es zu wollen, der Wahrheit große Dienste geleistet, Arius und Pelagius, und Socinus und Reimarus und Lessing und Strauß und Baur und alle andern haben nur geholfen, die Echtheit der Schrift zu beweisen. Wer Christus erkannt, hat nie an derselben gezweifelt; der Kenner weiß, daß das Gemälde echt ist, die Geschichte des Rahmens bleibt ihm ganz gleichgültig und läßt ihn unbeirrt. Aber eine traurige Gelehrsamkeit, die sich ausschließlich beschäftigt mit der Geschichte des Rahmens und sich nicht erfreuen und erquicken kann am herzerfreuenden Gemälde selbst, oder die aus irgend einer Falte, aus irgend einer Verkürzung beweisen will, das Gemälde sei unecht"!

„Aber es ist weder Beschränkung noch Unglauben zu nennen, Herr Vikar, sagte der Schulrath, wenn wir das Herzerfreuende nicht nur in alt- und neutestamentlichen Gemälden finden, sondern auch in Homer und Pindar".

„Allein merkwürdig bleibt es immer, entgegnete der Vikar, und es fordert Sie, Herr Schulrath, zu ernstem Nachdenken auf: wenn in den antiken Philosophen, Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern die höchste Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit zu finden ist, warum hat sich denn neben ihnen das Evangelium ausgebreitet? warum hat der euch ungenießbare Paulus bei den feingebildeten Griechen Gehör gefunden? warum hat das Evangelium sich so himmelweit über die Klassiker erhoben? warum hat nur es zu Stande gebracht all das Herrliche, woran die alte Welt nicht einmal dachte? und warum bringt das Evangelium noch immer zu Stande so Vieles, wovon auch die neueren Philosophen, Dichter und Redner gar nichts hervorbringen? und warum verschwinden auch in neueren Zeiten philosophische Systeme eins nach dem andern, und eine kritische Theologie nach der andern? und warum wendet sich das Volk, die Kraft und der Kern des Volkes immer wieder dem Evangelium und den aus demselben geflossenen Schriften der Erbauung und den alten Kirchenlieder-Dichtern zu? Und warum hat die kritische Theologie gar keine Erbauungs-Literatur und kein einziges, kein einziges brauchbares Kirchenlied? Und wie stellt sich diese kritische Theologie mit ihrem Läugnen der geschichtlichen Wahrheit dem gepriesenen Rabbi von Nazaret vorüber? Haben denn in seiner Schule die Jünger nicht einmal unterscheiden lernen Geschichte und Gedichte, Wirklichkeit und Mährchen, haben sie nicht einmal gelernt im Zusammenhange zu denken und zu schreiben? Hat der

Lehrer der Lehrer sogar nicht dafür gesorgt, daß seine Lehre echt überliefert werde? Und wie stellt sich diese neuere Theologie mit ihrem aberwitzigen Allegorisiren der Geschichte vorüber der neunzehn Jahrhunderte, wie vorüber den Millionen gläubiger Christen, vorüber der gelehrtesten, tiefsinnigsten theologischen Wissenschaft? und mit was für einem unerträglichen Hoch- und Uebermuth stellt sich ein gelehrter Kiesel vorüber seiner trostbedürftigen Gemeinde? Auf alle diese Fragen werden wir eben immer wieder mit dem Wort des Herrn antworten: hier ist mehr als der Tempel, mehr als der antike Tempel der Wahrheit und Schönheit, hier ist mehr selber denn Salomo".

Der Schulrath antwortete: „Sie sind einseitig eingenommen für Ihr Evangelium, der Derwisch ist es für seine Suren, der Brahmine für seine Sastras. Sie übersehen die unabweislichen Forderungen unsrer in allem Wissen und Können so außerordentlich fortgeschrittenen Zeit. Einem vernünftigen Manne dieser Zeit kann man unmöglich zumuthen, die Wundergeschichten des alten und neuen Testaments und die Rechtfertigungslehre eines Paulus anzunehmen, oder an ein jüngstes Gericht zu glauben, an einen künftigen Weltbrand, an eine Verklärung des ganzen Erdkörpers durch das Evangelium, an ein himmlisches Jerusalem herniedergefahren aus dem Himmel".

„Sie glauben doch, sagte der Vikar, auch an eine Weltverklärung, Sie sind ein Mann des Fortschritts. Auch wir Orthodoxe sind im Stande, uns jeden Fort-

schrittes in Wissenschaft und Kunst zu freuen. Auch wir studiren allen Ernstes. Aber meinen Sie, die Weltverklärung komme durch die Physik und Chemie, durch die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Telegraphie? Alles das kommt freilich von Gott und dient auch Gott. Aber mit allen neuen Erfindungen in welche Zustände sind wir hineingerathen? Sklavisch gehorchen Millionen der Willkür Eines Verbrechers und folgen demselben willenlos ins Gemetzel, gerade nicht anders als wie die wildeste Horde der Kanibalen dem Häuptlinge folgt, der über sie Macht errungen und der ihr Gelüsten nach Menschenfleisch und Ruhm und Beute zu befriedigen weiß. Sind das Fortschritte? sind das Wege zur Weltverklärung? Geht der Weg zur Weltverklärung durch diese in der Weltgeschichte noch nie vorgekommenen Metzeleien und Schlächtereien, durch tiefes, tiefes Blut, das verströmt wird hier für die schlaue Herrsch-, Eroberungs- und Ruhmsucht und dort für die Ränke, Parteiungen und den Jesuitismus des Hofes? Oder der, keiner höheren Idee mehr fähige, das Gemüth tödtende Materialismus ist der ein Weg zur Weltverklärung? Wird das Gold die Welt verklären? Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr. Wahrlich, wenn irgend eine Zeit das Evangelium nöthig hat als das einzige Heilmittel, so ist es die unsre. Ich weiß zwar wohl, Herr Schulrath, Sie sind durchaus nicht meiner Ansicht. Sie dulden es nicht nur, daß das Neue Testament in der Volksschule nicht gelesen werde, Sie begünstigen sogar den ungläubigen Lehrer und Sie sind Mitglied einer

obersten Schulbehörde, welche im Gymnasium unsers Landes einen Religionslehrer duldet, der sich breit und ungeschlacht vor seine Schüler hinstellt und sagt: es giebt keinen Himmel, auch keine Hölle; es giebt keine Unsterblichkeit, keine persönliche Fortdauer des Menschen; diese ist ein Traum der beschränktesten Selbstsucht. Dieser Flachkopf, dieser gemüthlose, trockene, lederne und dürre, aber höchst übermüthige Mensch war leider auch mein Lehrer; ich bedaure ihn als Menschen, als Lehrer verabscheue ich ihn wie noch andre Lehrer, die mich in den Jahren der Unreifheit wollten kritisiren lehren, die mich verführten, das Maul zu brauchen, die je das Höchste und Heiligste verhöhnten. Gottvergeßne, heillose Menschen, Buben; und viele ihrer Schüler bleiben Buben! Wer giebt mir jene Jahre zurück, da die in frischem, überquellendem Safte treibende, blühende Jugend für alles Edle schwärmen, jede Kraft, welcher sie mehr und mehr bewußt wird, üben und im ersten Gelingen eigener Versuche selig sein, da ihr der Meister ehrwürdig, sein Beispiel, sein Rath und seine Zucht heilig sein sollte. Statt all dessen lernten wir über Alles, das wir weder kannten noch konnten, losziehen und drüber her fahren; kritisiren nannte dieses unbescheidene, freche Absprechen der Lehrer, welcher selber nichts gründlich wußte, etwas Tüchtiges hervorzubringen gar nicht im Stande und überhaupt ein gemeiner, verschrobener, aberwitziger Mensch war Er buhlte aufs schändlichste um die Gunst seiner Schüler, machte uns den Glauben unsers Vaters und unsrer Mutter und zumal die Kirche

lächerlich, saß mit uns ins Wirthshaus, hatte Freude an Zoten, ja mißbrauchte uns auf die verruchteste Weise, solche zu sammeln und sie ihm mitzutheilen, da er Sammlungen angelegt hatte von allerlei Geschwätz unter dem Volk, von allerlei Spruch und Schwank und Unfläterei; wobei wir ihn denn freilich auch oft zum Narren hielten, selber allerlei Mährchen und Sagen erfanden und zusammenflickten und sie ihm aufschrieben, als hätten wir sie aus dem Munde unsrer Großmutter. Und der Herr Professor stellte solchen Quark als wie ein System zusammen und schrieb darüber philosophische Einleitungen und Abhandlungen und gab diese Sammlung, einzig in ihrer Art, heraus und wurde, wie man sagt, von der obersten Schulbehörde sogar dafür belobt. So wurden wir von diesem Menschen etliche Jahre aufs schändlichste mißbraucht; seine Unterrichts- oder viel mehr Schwatz- und Plauderstunden waren uns kurzweilig, weil immer alte und neue Anekdoten erzählt und durch allerlei Haus- und Privatgeschichten je die gefeiertesten Schriftsteller lächerlich gemacht wurden. Dieser Mensch schien so uns weit der geistreichste Lehrer, besonders da er es auch verstand, gerade die wahrhaft gelehrten, verdienten, ernsten und gewissenhaften Mitlehrer als Pedanten darzustellen und sie uns verächtlich zu machen. Noch einer seiner Mitlehrer war seines Unglaubens und ebenfalls ein Buhler um die Gunst der Jugend und dieser machte uns mit den Leichtfertigkeiten der französischen Literatur bekannt. In allen den Jahren, welche ich auf unserm Gymnasium zugebracht, wurde mit uns

kein einziger deutscher oder französischer Klassiker gründlich gelesen, keine einzige klassische Stelle, kein einziges klassisches Gedicht wurde von uns auswendig gelernt; aber über Alles und Jegliches, was wir selber nie gesehen, nie gelesen oder gehört, hatten wir gelernt, weidlich das Maul zu brauchen und wie Narren über Alles abzusprechen. Jeder von uns hielt sich für einen Klassiker. Verdienten Männern begegneten wir mit der unverschämtesten Grobheit. Das war unsre Erziehung! O Herr Schulrath, wie können Sie es einst verantworten, dazu geholfen zu haben, solche als Lehrer so abscheuliche und verwerfliche Menschen anzustellen, Jahrzehnde lang gegen alle noch so gerechten Klagen zu vertheidigen, sie immer wieder in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen? Es wird allgemein geklagt, unsrer Zeit mangeln die großen Charakter. Woher sollen sie kommen, wenn im Hause und in der Schule das Gemüthsleben nicht gepflegt, wenn der Glaube verhöhnt, der Wille nicht durch den Glauben geweiht und gestärkt und einseitig nur der Verstand geübt und das Wissen vermehrt wird"?

„Es dünkt mich, sagte der Schulrath, Sie hätten Lust, auch mir Buße zu predigen. Aber ich möchte fast mit Festus sagen: Paule, du rasest".

„Und ich spreche auch mit Paulus, antwortete der Vikar, mein theurer Festus, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte. Und es bleibt dabei, Herr Schulrath, entweder raset Paulus, oder er redet wahre und vernünftige Worte. Mir redet er solche, und

ich stehe mit ihm auf der Seite der durch Christus erleuchteten Vernunft, des durch ihn geheiligten Willens, des durch ihn gewordenen Heils. Und der ganzen kritischen Theologie und dem ganzen Saducäismus und Pantheismus gegenüber ist und bleibt es ein weltgeschichtliches Wort: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Ich bin Christus, den du verfolgst. Saulus aber war ein selbstgerechter Pharisäer, ein Eiferer für das Gesetz wie der kritische Theologe für das Vernunftgesetz eifert, und Saulus hatte bis er bekehrt wurde, Ohren und hörte nicht und Augen und sah nicht. Aber die kritische Theologie wird den Saulus nicht aus der Weltgeschichte wegwischen und in ihm verfolgt sie auch Jesum«.

»Wer denkt daran, Jesum zu verfolgen? sagte der Schulrath. Auch wir lehren Jesum. Und es ist hinwieder eine Ungerechtigkeit der Orthodoxen, über uns zu sagen: wir seien nicht im Stande, Jesu Ideen zu fassen«.

»Das sagen wir nicht, antwortete der Vikar, aber Ihr fasset ihn nicht, wie er in der Geschichte steht, Ihr lasset euch von ihm nicht fassen, ihr prediget euch, nur euch, nicht ihn; so sehr ihr euch anstrengt von ihm feurig zu reden; dieß ist ein künstliches Feuer, oft auch nur eine Anhäufung der Redensarten von Feuer und Begeisterung; ein chinesisches Verbrennen von wohlriechendem Goldpapier zu Ehren des Menschengeistes. Euer Verstand ist euch euer und der Welt Heil und nicht der Heiland ist es; vielen ja den meisten von euch ist Jesus der Heiland zuwider und ihr verfolget

ihn, wenn auch nicht schnaubend mit Morden, doch auf eine andre Art schnaubend und „überaus unsinnig". Und wie Saulus einst „eiferte über die Maße um das väterliche Gesetz", so eifert ihr um die Gesetze eurer Compendien und ABC-Bücher der Logik und der Physik".

„Das ist eben der Streit, sagte der Schulrath, den wir hier nicht lösen: wir sehen in euren Dogmen viele Satzungen und wir halten uns an die ewigen Gesetze".

„Durch des Gesetzes Werke, antwortete der Vikar, wird aber kein Fleisch gerecht".

„Brechen wir ab, sagte der Schulrath, wir kämen da auf jenes Dogma, dem mein ganzes Wesen widerstrebt. Eins aber bitte ich noch, berücksichtigen Sie die Gesundheit des Herrn Pfarrers und machen Sie ihm selber keinen Verdruß".

„Es soll geschehen, antwortete der Vikar, wenn er auch mich ungehindert meine Wege gehen läßt".

XXVI.

Der Pfarrer grollte noch ein Paar Tage und aß auf seinem Zimmer, dann befahl er, daß man dem Vikar in dessen Stube besonders tische. Martha machte Vorstellungen. Auch Sabine sagte: „Das will ich nicht, das gäbe viel zu viel Mühe; ich müßte da das Essen abtheilen in besondre Schüsseln, es hinauftragen, das Geschirr wieder holen; das will ich nicht. Der Vikar

muß wie bisher mit uns essen. Schmeckt's ihm nicht so, so kann er sich streichen und in der Kehre essen bald beim Peter, dann bei Walter und bei der Salome. Wollet Ihr während des Essens nicht mit ihm reden, Herr Pfarrer, so könnet Ihr schweigen oder ein Buch neben den Teller legen und lesen“.

Der Pfarrer erschien wieder am Tisch. Der Vikar wußte ihn zum Erzählen zu bringen und fragte viel über frühere Zustände und über ausgezeichnete Männer, mit denen Kiesel schon in Verbindung gestanden. Der Vikar selber wußte eine Menge Anekdoten und erzählte gut. Der Pfarrer hatte sich zwar vorgenommen, über keinen Witz und Scherz mehr zu lachen, den der Vikar vorbringe, allein dieser hatte bisweilen Einfälle und erzählte Dinge, daß auch der Pfarrer hellauf lachen mußte. Und so brachte das Mittag- und Nachtessen bisweilen heitere Augenblicke. Wollte das Gespräche stocken, so wußte es Martha wieder in Gang zu bringen; sie selbst war nicht ohne Witz; und antwortete der Vikar mit einer treffenden Wendung, so wollte auch der Pfarrer nicht zurück bleiben. Und fing er an zu erzählen, so war er oft auch nicht wenig lehrreich.

Nach einiger Zeit machte der Ammann Rauber dem Pfarrer wieder einen Besuch. Er hatte mit ihm über Schul- und Armensachen, über die Verwaltung des Kirchengutes und dergleichen zu reden. Nach Beendigung der Geschäfte sagte Rauber: „Wir freuen uns, Herr Pfarrer, wenn Ihr bald wieder selber predigen könnet. Unter dem Vikar nimmt das Stündlerwesen überhand.

Alle Sonntage sind fremde Sektirer in der Kirche; er hält ihnen sonntäglich noch eine Bibelstunde in Peters Stube; und es heißt schon, er wolle, da ihrer zu viel geworden sind, in die untere Schule oder, wenn es das Wetter erlaube, gar noch in die Kirche; er will also eigenmächtig einen dritten Gottesdienst einführen. Auch die Unterweisungskinder werden unter ihm kopfhängerisch, sie knieen, wenn sie beten, sie kommen zusammen, um Büchlein zu lesen, die er ihnen giebt, oder um zu singen, sie haben auch viel auswendig zu lernen. Mich plagt er, besser für unsre Waisenkinder zu sorgen; er hat sie alle aufgesucht und klagt nun, sie seien in den schlechtesten Häusern untergebracht, wo und wie wir sie aufs wohlfeilste hätten verdingen können. Zu diesem Auskundschaften hilft ihm voraus der Peter und der alte Schulmeister Walter, bei dem ja auch die Schulkinder, wie Ihr selber wißt, Herr Pfarrer, am schlimmsten versorgt sind. Wir Gemeinderäthe meinen, Walter und der Vikar seien so bald als möglich zu entfernen«.

»Dann werdet Ihr aber nur wieder einen andern Vikar wollen«? sagte der Pfarrer.

»Behüte nein, antwortete Rauber. Könnet Ihr wieder selbst predigen, so verlangen wir keinen Vikar, so sind wir mit Euch lange zufrieden«.

»Nun, antwortete der Pfarrer, Euer Zutrauen freut mich. Der Arzt zwar will mich nicht vor dem Frühling an meine Amtsgeschäfte lassen, und den Konfirmationsunterricht muß leider der Vikar fort ertheilen. Aber sind

einmal die Kinder konfirmirt, so werde ich auf Ostern oder bald nachher den Vikar entlassen können“.

„Wir sind alle froh, wenn er fort ist, sagte Rauber. Jetzt aber hat der Gemeinderath noch ein Anliegen an Euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, der Gemeinderath hat gerade jetzt fünfhundert Franken nöthig, und da haben wir Euch fragen wollen, ob Ihr uns dieß Geld nicht leihen wolltet? es versteht sich nicht ohne den Zins zu fünf vom hundert. Ihr habt uns auch schon geholfen und Ihr wisset, wir haben das Geld immer wieder zu rechter Zeit zurückbezahlt“.

Der Pfarrer sagte: „Ich habe gerade so viel Geld vorräthig und wenn Ihr es gegen eine Obligation sogleich mitnehmen wollt, so steht es zu Diensten“.

Der Ammann empfing es so und schied vom Pfarrer mit den besten Wünschen und als ein theilnehmender Freund.

Sabine hatte wieder gehorcht, und sagte zum Pfarrer: „Es ist dumm gewesen, daß Ihr dem Ammann das Geld gegeben. Er ist ein Schelm“. Der Pfarrer zeigte der Sabine die Obligation.

Der Vikar hatte bis zur Weihnacht ungestört seine Predigten und Unterweisungen gehalten. In den wenigen Wochen war er in alle Häuser des Dorfes und öfter in die Schulen gekommen. Der Kirchenbesuch hatte noch immer zugenommen; selbst ältere und jüngere Männer kamen zahlreich auch in die Kinderlehre. Die Kinder antworteten immer besser; und da der Vikar angefangen hatte, Gesangstunden zu halten, die auch

von Jünglingen und Töchtern besucht wurden, so hatte sich auch der Kirchengesang merklich gebessert. Ries erschien in jeder Kinderlehre und war sehr aufmerksam und erzeigte dem Vikar auch bei dessen Schulbesuchen mehr Achtung.

XXVII.

Am Weihnachttage war milde Witterung, das Land zwar schneebedeckt, aber der Himmel heiter, die Wege trocken, von früh bis spät der klarste Sonnenschein. Man mochte sich nicht erinnern, so viele Festfeiernde in der Kirche gesehen zu haben. Die gefallene Liebessteuer war in den letzten dreißig Jahren nie so groß gewesen. Es war des Pfarrers Sache, sie mit dem Kirchenpfleger zu zählen und einzuschreiben; dieß war ihm jetzt keine Weihnachtfreude so wenig als die Menge der Leute, die er auch in die Nachmittagspredigt heraufkommen sah. Er selber vermochte es nicht über sich, dem Gottesdienste beizuwohnen, obwohl es ihm Gesundheit und Witterung erlaubt hätte; aber er wußte, daß er geärgert würde nicht minder durch die Menge und die Aufmerksamkeit des Volkes als durch des Vikars Predigten.

Es war dagegen nur Eine Stimme durchs Dorf und unter den in die benachbarten Dörfer Heimkehrenden: Wir haben seit vielen vielen Jahren einen heiligen Tag nie so erbaulich feiern können. Auch blieb das

Wirthshaus zu Waldbrunn am Weihnachtabend unbesucht.

Aus der Nachmittagspredigt empfing Verena nach Abrede aus den Händen der Martha das Abendmahlsgeräthe und trug es in einem Deckelkörbchen wohl verwahrt auf die Berghöfe. Ihm folgte bald der Vikar und holte es ein. Es war ihm ein Beweis, daß er behaltbar gepredigt, als seine Schülerin den Inhalt seiner beiden Predigten ziemlich genau wiederholen konnte.

Mit was für einer Freude empfing ihn die Großmutter Salome! Er hatte noch Zeit, in dem ihm bereit gehaltenen warmen Stübchen bei einer Tasse Kaffe auszuruhen. Die zwei Fenster des Eckzimmerchens sahen eins gegen Mittag, das andre gegen Abend. Eben schaute die Sonne mit ihren letzten Blicken über den Berg. Die Sonne des Geburtstages Jesu Christi wie hat sie die Herzen der Christenheit heute wieder erheitert und erquickt, wie ist sie das einzig tröstende und stärkende Licht in dem dunkeln Aus- und Eingang eines Jahres! Gegen Mittag leuchteten noch die letzten Augenblicke des Festtages auf den Gipfeln des Gebirges wie Freudenfeuer und glänzte noch ein Streifen des von dort das Land herab strömenden Flusses; das dankende Auge sah den Strom des Heils und die Berge, von denen die Hülfe kommt.

Verena meldete, die Leute seien versammelt. Die große, von Zuhörern erfüllte Stube war hinlänglich erleuchtet. Die Reihe der Hochbetagten saß zunächst dem Tischchen, an das sich der Vikar stellte; auf demselben

glänzte der goldene Kelch und die silberne Platte mit dem heiligen Brot; links und rechts standen je drei blank gescheuerte, zinnerne Leuchter mit hohen Kerzen. Die hellen messingenen Kerzenstöcke, welche Salome von der Nachbarschaft entlehnt hatte, standen oben auf der Leiste des rings die Stube bekleidenden, nicht ganz zur Decke reichenden Getäfels, so daß die Köpfe der Versammlung alle von oben beleuchtet waren.

Das Weihnachtslied:

Gelobet seist du Jesus Christ,
Daß Du ein Mensch geworden bist,

wurde ernst und feierlich gesungen. Der Vikar sprach dann darüber, wie die Geburt des Herrn unsre Wiedergeburt sei und tröstete die Hochbetagten mit der Verheißung der nahen Verwandlung nach der Entbindung von dem Leibe dieses Todes.

Es war der Versammlung gegenwärtig, das werde wol für die meisten der Hochbetagten das letzte Weihnachtsfest hienieden sein und das letzte Mal, daß ihnen der Kelch des Herrn gereicht werde, bis sie ihn mit Ihm neu trinken werden in seines Vaters Reich.

Feierlicher als selber in der Kirche tönte ihnen das Abendmahlsgebet und sie beteten es mit ihren greisen Vätern und Müttern inniger und auf eine Weise wie noch nie.

Die Augen der alten Leute leuchteten, als ihnen der Kelch erhoben und gesegnet wurde.

Da die greisen Väter und Mütter ganz nahe vor ihm standen, konnte ihnen der Vikar von seiner Stelle

aus das Sakrament reichen. Er brach jedem der alten Männer und Frauen das Brot und reichte es mit einem passenden Bibelspruche und dann den Kelch, indem er auch zu diesem eine geeignete Stelle der Schrift dem Kommunizirenden in der Versammlung zu Gemüthe führte.

Das Dankgebet darnach beteten, die das Abendmahl so genossen, mit einer Inbrunst und Freude, wie wol nur selten einmal in ihrem langen Leben.

Zum Schlusse wurde noch mehr als Ein Weihnachtlied gesungen.

Einen Weihnachtabend, der ihn höher gestimmt, hatte auch der Vikar noch nie gefeiert.

In dieser Festfreude gingen die Leute in ihre Wohnungen stille zurück. Die Weihnachtbäume wurden den Kindern angezündet. Die Großeltern wie verjüngt durch das Christkind freuten sich ihrer Enkel wie selten mehr. Festlichkeit waltete in allen Häusern der Berghöfe.

„Ich vermag Euch nicht genug zu danken, mein lieber Herr Vikar, sagte Salome. Jetzt kann auch ich sprechen: Herr, nun lässest Du Deine Dienerin im Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen“.

Dann führte sie ihn in die kleine Stube neben der Küche. Da schimmerte der Weihnachtbaum, den sie ihrer Verena und den zwei jüngern Kindern gerüstet hatte. „Wir wollen uns noch freuen wie die Kinder, sagte Salome. Ich weiß es wieder von neuem und empfinde es in heiliger Freude, daß ich ein Kind Gottes bin

durch sein Blut. Es ist wol der letzte Weihnachtsbaum, liebe Verena, den ich Dir gerüstet, denn übers Jahr bist Du eine erwachsene Tochter, und ich wol, Gott gebe es, an einem schöneren Weihnachtsfeste. Aber das heutige wirst Du nie vergessen und von demselben und auch von Deiner Großmutter Salome erzählen in Deinen spätesten Jahren. O mögest Du immer mehr ein Kind Gottes werden und bleiben und immer in Deinem Geiste, wenn das Ohr nicht mehr hört, Deinen Herren vernehmen, der Dir sagt: Du bist ein Kind Gottes. Nicht wahr, Du Kind Gottes"! „Ja, ja, sagte Verena mit nassem Auge und gab der Großmutter die Hand, ich will beten und betet auch ihr alle für mich, daß ich ein Kind Gottes werde und bleibe".

Jetzt fanden die Kinder und fand auch Verena am Weihnachtbaum eine reiche Bescherung; mancherlei, das ihr noch die Großmutter gesponnen, gestrickt und genäht, auch schon das neue schwarze Kleid, das es am nächsten Osterfest, dann konfirmirt, bei seinem ersten Abendmahlsgenusse tragen sollte. So hatte die Großmutter auch ihren Tochtermann und die andern Hausgenossen, auch Knecht und Magd mit Nöthigem und Nützlichem bedacht. Selber der Vikar fand eine Gabe, einige weiße Nastücher von feinem fláchsenen Tuche, das die Großmutter noch selber gesponnen.

Dann wurden Kuchen herumgeboten und vom vierunddreißiger, und sie blieben noch eine Weile in heiterm Gespräch. Salome erzählte Mancherlei aus ihrem Leben und aus dem Munde ihrer Eltern und Großeltern.

Oefter mahnte sie daran, der Vikar werde gewiß nach Ruhe verlangen. Er aber bat sie, fortzufahren. Ihre Erzählungen waren ihm wie eine köstliche Chronik. Endlich aber wollte er selber sie nicht mehr ermüden. Er ging in sein Stübchen. Die Sterne schienen herein, des Himmels Weihnacht- und Lebensbaum, dessen Lichter nicht erlöschen, der ewige Glanz, welcher dem Gotteskind entgegenleuchtet.

XXVIII.

In den ersten Tagen nach Weihnacht hatte Sabine noch nicht erfahren, daß der Vikar am Feste auf den Berghöfen gepredigt und das Abendmahl gehalten, sondern nur, daß er dort eine Bibelstunde gehalten habe und droben übernachtet sei.

Die Leute ab den Höfen hielten Wort und redeten nicht viel von der Sache.

Es kam der Neujahrstag; sonst war an diesem die Kirche fast leer, jetzt aber wieder ganz erfüllt. Martha besonders fühlte sich durch die Predigt erheitert, denn ihr waren seit vielen Jahren die letzten Tage und der Anfang des Jahres die traurigsten. Sie empfand dann schmerzlicher als nie den Verlust ihres Lebens und ihrer besten Jahre, die sie dem Dienste eines Verwandten geopfert, und am Ende einzig noch etwas Trost in der Hoffnung, seine Erbin und im Alter nicht ganz hülflos zu werden.

Der Vikar, dem sie nach der Predigt für dieselbe dankte und ihm Glück wünschte, sprach ihr noch besonders Muth ein, beschenkte sie auch mit Gerhards Liedern und mit einem seidenen Tuche. Sabine war mit dem halbseidenen, das sie von ihm erhielt, auch nur halb zufrieden.

Als er dem Pfarrer einen guten Tag und Glück wünschte, sagte dieser: „Mir ist ein Tag wie der andre und wenigstens hierin kann ich mit Paulus übereinstimmen, ich halte nicht Feiertage, Neumonden und Jahre. Und ich muß wirken, so lange es Tag ist“.

„Ich wünsche auch Ihnen Glück“, sagte er dem Vikar, aber äußerst kalt. Es waren die leersten Worte. Dann gab er ihm in Papier gewickelt etwas Geld: das sei die geordnete Vikarsbesoldung für den Theil des Vierteljahrs, den er bisher gedient.

Auf seinem Zimmer zählte der Vikar das Geld, es traf auf Einen Tag nicht Einen Franken. Er sagte der Martha: „Der Pfarrer hält mich geringer denn einen Taglöhner. Er giebt mir kaum die Hälfte dessen, was nach dem Gesetz ein Vikar fordern darf“.

„Ich habe das befürchtet, sagte Martha; trösten Sie sich mit mir“.

„Ich bin bald getröstet, antwortete der Vikar; ich habe, Gott sei Dank, selber noch etwas Vermögen. Allein der Mann des Vernunftgesetzes und der Gerechtigkeit, der soll wenigstens das gemeinste Recht üben und dem Arbeiter den verdienten Lohn geben. Allein die Stellen: Ein Arbeiter ist seiner Speise werth; und:

also hat auch der Herr verordnet, daß die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren; und: so wir euch das Geistliche säen, ist es ein groß Ding, ob wir euer Leibliches ernten? und: siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, der von euch abgebrochen ist, schreiet; und das Rufen der Schnitter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth: diese und ähnliche Stellen werden, wenn sich ein Vikar darauf berufen wollte, wol unecht sein, Verfälschungen des wahren Evangeliums, wahrscheinlich von armen und hungrigen, geldgierigen Vikaren des zweiten Jahrhunderts als heilige Aussprüche des Herrn und seiner Apostel eingeschwärzt. Allein ich weiß, etliche der philosophischen Pfarrer erwarten für alle Amtsverrichtungen Gebühren, wie wenn geschrieben wäre: taufet alle Völker und beziehet dafür Taxen. Aber wie soll ich mich mit Ihnen trösten? Sie werden doch als Haushälterin, die sogar noch die schwersten Dienste einer Magd verrichtet, einen angemessenen Jahrlohn erhalten"?

„Ich rede nicht gerne davon, sagte Martha; allein sehr jung ins Haus gekommen, war ich Magd schon als Kind, und da die Frau Pfarrerin fast immer krank gewesen, bin ich die Haushälterin wol schon länger als dreißig Jahre und habe nie einen Kreuzer Lohn erhalten, kaum die nöthigsten Kleider; ich bekam nur Trinkgelder und kleine Geschenke von Verwandten, und hatte stets nur über wenige Franken zu verfügen. Dagegen werde ich des Herrn Vermögen erben". „Wissen Sie dieses mit Sicherheit? fragte der Vikar; haben Sie

dessen eine Urkunde in Händen? Hat der Pfarrer ein Testament geschrieben und haben Sie es gesehen“? „Gesehen nicht, antwortete Martha, aber versichert hat mir der Herr Pfarrer öfter, ich allein werde seine Erbin sein“. „Ich bin, fuhr der Vikar fort, durch so Vieles hier vorsichtiger geworden und ich rathe Ihnen, verschaffen Sie sich über das Erbe die nöthige Versicherung“! „Ich darf nicht davon reden, sagte Martha; er geräth in Zorn, wenn ich diese Sache berühre“. Desto verdächtiger ist sie, sagte der Vikar. Sie müssen durchaus darauf dringen, daß er Sie sicher stelle, daß er Ihnen allerwenigstens die Jahrlöhne der letzten dreißig Jahre sammt den Zinsen auszahle oder verschreibe, immerhin eine Summe von mehr als 7000 Franken, denn um weniger als 200 Franken dient ihm keine Haushälterin. Und wollte er weder zahlen noch versichern, so drohen Sie ihm, ihn zu verlassen“. „Dann enterbt er mich ganz, sagte Martha. Jetzt kann und mag ich ihm nicht Verdruß machen; ich will seine völlige Wiederherstellung abwarten. Mein himmlischer Vater wird mich auch im Alter nicht verlassen“.

In diesem Troste bestärkte sie der Vikar auch noch in der Bibelstunde, die er am Abende des Neujahrtages hielt. Sie war sehr besucht. Es wurden am Schlusse zur Nachfeier der Weihnacht noch einige Weihnachtslieder gesungen und alle Neujahrgesänge und: Befiehl du deine Wege; und: wer nur den lieben Gott läßt walten und: was Gott thut, das ist wohlgethan und der 23ste Psalm und andre Glauben stärkende Lieder.

Ehe die Versammlung auseinander ging, sprach der Vikar noch: „Ich bitte um des Herren willen, wenn sich nun Jünglinge und Jungfrauen, Hausväter und Hausmütter diesen Abend oder morgen eine Neujahrsfreude erlauben, daß dieß doch geschehe mit Mäßigkeit und Sittsamkeit. Am besten, ihr freutet euch unter einander in euren Haushaltungen und Nachbarschaften und nicht im Wirthshause“.

Nicht wenige folgten der Mahnung ihres Seelsorgers. Der Wirth vermißte manchen bisherigen Gast, der sonst in der Neujahrsnacht zehn und mehr Franken hatte drauf gehen lassen. Der Ammann Rauber, dem Wirthe verwandt, theilte dessen Verdruß, zudem er wohl wußte, daß der verschuldete und von Gläubigern gedrängte Wirth, dem er überdieß Bürge war, das Geld sehr nöthig hatte.

Einige Tage nach dem Neujahr erfuhr Sabine, der Vikar habe auf den Berghöfen Kommunion gehalten. Sie berichtete es sogleich dem Pfarrer mit Zusätzen und Entstellungen, wie schon des Vikars Gegner sie ersonnen: der Vikar wolle offenbar die Leute katholisch machen, Jeder alt und jung habe eine Kerze mitgebracht. Der Vikar habe in die Stube einen kleinen Altar hinstellen lassen und den mit einem feinen von Spitzen umfransten Altartuche bedeckt, und auf dem Altare eine Menge Lichter angezündet und ein Chorknabe habe ihm zudienen müssen; und die Leute haben das Abendmahl knieend empfangen, und die im Dorfe schon einmal am Morgen kommunizirt, hätten es am Abend auf den

Höfen nochmals gethan, gleich als ob die Kommunion in der Kirche nur eine gemeine, die auf den Höfen aber erst die rechte und die für die Auserwählten sei. Er führe einen nächtlichen Gottesdienst ein. Er habe auch heimlich den goldenen Kelch und die silberne Platte und auch das heilige Abendmahlsbrot aus dem Pfarrhause so viel als entwendet, und was nur in die Kirche gehöre, sogar außer das Dorf in das Haus einer alten Frau, einer Stündlerin tragen lassen; und es heiße, er werde nächstens bei jeder Versammlung in Peters Stube eine Messe lesen“.

XXIX.

Der Pfarrer wartete nicht lange! Wie sie zum Mittagessen saßen, sagte er: „Das Unglaublichste wird erzählt, Herr Vikar, Sie sollen am Weihnachtabend auf den Berghöfen gepredigt und ein Winkel-Abendmahl gehalten haben. Es wird nicht wahr sein“? „Ich that beides“, sagte der Vikar. „Was, brannte der Pfarrer auf; und wer hat Ihnen Erlaubniß dazu gegeben“?

„Mein Amt, antwortete der Vikar, und der, dem ich diene“. „Wissen Sie denn nicht, was eine Kommunion ist“? fragte der Pfarrer. „Freilich, antwortete der Vikar, sie ist die Union, die unio mystica dessen, der da sprach: „So oft ihr von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt, und der spricht: wo zwei oder drei in meinem Namen

versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen. Und selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Und: Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und Abendmahl mit ihm halten und er mit mir“.

„Das ist der alte schreckliche Aberglauben; sagte der Pfarrer; die humanste, lieblichste Stiftung eines Gedächtnißmahles, eines freundlichen Beisammenseins in Erinnerung an die um uns höchst Verdienten, haben die finstern Theologen — ja was Theologen? die unwissenden und das Volk verführenden Pfaffen zu einem scheußlichen Essen des Fleisches und zu einem Trinken des Blutes gemacht. Und daher eben auch das Viatikum und die Kranken- und Winkel-Kommunion. Wissen Sie, nicht, daß sie verboten ist“?

Der Vikar antwortete: „Die Krankenkommunion ist bei uns gar nicht verboten, sie ist nur nicht bräuchlich; im dringendsten Nothfall werde ich sie halten, aber nicht helfen, sie zum Brauche machen. Aber das Abendmahl, das wir auf den Berghöfen hielten, war keine Winkel-Kommunion; die ganze Gemeinde der Höfe war anwesend. Können die Kranken und Greise nicht mehr zu uns kommen, so müssen wir zu ihnen, das ist unsre Hirtenpflicht, wie auch in den ältesten Zeiten der Kirche der Leib des Herrn aus der Kirche den Kranken und Schwachen in die Häuser ist gebracht worden“. „Und wer hat Ihnen erlaubt, den goldenen Kelch, und die

silberne Platte und das Abendmahlbrot aus dem Pfarrhause wegzunehmen? Wem gehört das Geräthe"?

„Weder Ihnen noch mir; es gehört der Kirche, und auch ich bin ein Diener der Kirche und habe über ihr Geräthe so gut zu verfügen wie Sie".

„Aber verschleppen sollen Sie es nicht, nicht in Privathäuser mitnehmen zum Privatgebrauch, das ist Entweihung". „Entweihung? Nein! Aber das ist Entweihung des goldenen Kelches und der silbernen Platte und des heiligen Weines und Brotes, von der ich Ihnen nun erzählen will, Herr Pfarrer. Ich hatte schon vor der Weihnacht vernommen, daß in der hiesigen Kirche und hier in Ihrem Pfarrhause und hier in dieser Stube Unfug getrieben werde mit dem vom heiligen Mahle übrig gebliebenen Wein und Brot. Ich ging daher sogleich nach Beendigung des Gottesdienstes wieder in die Kirche zurück, und siehe, der Sigrist und der Kirchmeier und zwei oder drei ihrer guten Freunde tranken aus dem Abendmahlskelch am Abendmahlstische vom übrig gebliebenen Wein in vollen Zügen, kaum ließen sie sich durch mein Eintreten stören. Ihre Kameraden gingen; der Kirchmeier und der Sigrist trugen das Geräthe ins Pfarrhaus zurück; hier tranken sie wieder, dann holte jeder eine große Flasche hervor, und sie theilten den Rest des Weines unter sich und so auch das Abendmahlsbrot und schoben es in ihre Säcke und was dort nicht Platz hatte, in das Futter ihrer Hüte und wischten das Maul und gingen und der Sigrist

sagte: das ist unser Lohn, Herr Vikar; wir haben sonst nichts für das Abendmahl.

Dieses, dieses ist Entweihung, Herr Pfarrer und Unfug, und er war von je verboten, und wäre auch unverboten nie zu dulden gewesen und Sie haben ihn dreißig Jahre lang geduldet. Es war eben nur Brot und Wein und die Fortsetzung eines humanen und freundlichen Beisammenseins, die Fortsetzung des Vereinsessens zur Pflegung und Veranschaulichung einer socialen Idee, ein symbolisches Hinaustragen dieser socialen Ideen aus dem Vereinshause in das Privathaus, eine unverfälschte Nachfeier der humanen Stiftung. Sie sollen nicht etwa meinen, Herr Pfarrer, ich drohe Ihnen damit, Sie hinwieder zu verklagen, wenn Sie mich wegen des auf den Höfen gehaltenen Abendmahls verklagen wollten. Sie würden mich nämlich umsonst verklagen; denn Alles, was ich der Art bis jetzt vorgenommen, geschah im Einverständniß mit dem Vorsteher des Kirchenrathes. Uebrigens liegt es gar nicht in meinem Sinn, Ihnen unser Essen zu verbittern; aber ich lasse es auch mir nicht verbittern. Es wird zu einer friedlicheren Stimmung auch während des Essens helfen, wenn ich in Zukunft ein kurzes Tischgebet halte. Es gehört sich, daß Hausgenossen und zumal die eines Pfarrhauses wenigstens Ein Mal des Tages gemeinschaftlich beten".

Der Pfarrer schwieg. Er wagte auch nicht, das Tischgebet zu wehren, obschon es ihm zuwider war. Der einzige Trost war, des Vikars in einigen Wochen los

zu werden. Aber Verdruß gab es für ihn noch mancherlei.

Epiphania, der Tag der sogenannten heiligen drei Könige, fiel auf einen Sonntag. Der Vikar predigte über die Weisen aus Morgenland und da er über die Gaben sprach, welche von jenen dem Gottessohne dargereicht wurden, forderte er auf, in der Gemeinde einen Verein zu bilden für die äußere Mission. Er stellte vor, es sei eine Schande, daß das nicht arme Waldbrunn fast die einzige Gemeinde sei, welche für die Mission noch gar nichts gethan habe.

Die Sabine berichtete wieder aus der Predigt: der Vikar wolle eine Steuer sammeln für die Heiden; und wer sich der Heiden nicht annehmen wolle, sei selber ein Heide; und an ihren Früchten werde man die Gläubigen erkennen; wem Jesus nur der Rabbiner von Nazaret sei, der werde nichts für die Mission thun; der Vikar habe damit offenbar wider den Pfarrer gepredigt.

Bei gegebener Gelegenheit sprach sich dann der Pfarrer wider die Mission aus und brachte die gewöhnlichsten Einwürfe dagegen vor und sagte am Ende: „die Missionare richten doch nichts aus; das Geld für sie ist verschleudert“. „Wenn sie nichts ausrichten, antwortete der Vikar, was aber aller Geschichte und auch der Geschichte des Christenthums widerspricht, so muß sich der arme Missionar mit dem Pfarrer trösten, der auf seiner Station auch dreißig Jahre gepredigt und auch

nichts ausgerichtet hat und wo also das Geld für ihn auch verschleudert war“. Der Pfarrer schwieg.

Noch einen größern Verdruß hatte er, als nicht lange nachher ihm Rauber den neuen Steuerzettel zuschickte. Nicht nur wurde der Pfarrer wieder höher belegt, sondern Rauber schrieb ihm im Namen des Gemeinderathes: Sie haben, wie wir Ihnen das beweisen können, Ihr Vermögen bisher zu gering angegeben, daher haben Sie an Steuern nachzuzahlen eine Summe von wenigstens 500 Franken. Wir gleichen daher unsre gegenseitigen Forderungen aus, wenn Sie mir die Ihnen ausgestellte Obligation zurückschicken und den Empfang der 500 Franken bescheinigen, wogegen ich dann auch Ihnen bezeugen werde, daß Sie Ihre der Gemeinde schuldigen Steuern bezahlt. Es wäre mir leid, wenn Sie gegen die Gemeinde einen Prozeß anheben würden. Wir sind aber darauf gefaßt, und Sie müßten dann erwarten, daß Ihnen Ihre Vermögenszustände amtlich untersucht würden.

„Hatte ich nicht Recht? sagte Sabine; der Rauber ist ein Schelm, und Ihr hättet ihm keinen Kreuzer geben sollen“.

Es war dem Pfarrer kein Trost, als Rauber bald nachher in traurige Zustände kam. Der ihm verwandte Wirth im Dorfe, dem er Bürge war, wurde vergantet. Der Ammann selbst erlitt bedeutenden Verlust; er mußte bei der Besorgung dieses vielschichtigen Geschäftes, bei den Steigerungen und Anweisungen viel und oft Tag und Nacht im Wirthshaus sein, er trank unmäßig, auch,

um den Verdruß sich wegzutrinken und verfiel endlich in den Wahnsinn der Trinker, wurde zu allen Geschäften untüchtig und sah überall nur den Teufel, der ihn holen wollte.

„Ich bedaure seinen Aberglauben, sagte der Pfarrer. Rauber hat zwar etwas verdient auch um meinetwillen; er hat überhaupt viele Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten verübt, aber daß der noch soll von Teufelsfurcht geplagt werden, der doch hierin vernünftig schien, und so lange ich ihn kenne, des Teufels gelacht hat, das ist mir unbegreiflich und doch wieder sehr begreiflich, denn er ist auch einer von denen, die in ihrer Jugend den Heidelberger Katechismus auswendig gelernt haben und der lehrt schon in der ersten Frage von der Gewalt des Teufels. Aber wenn jetzt schon ein andrer Ammann gewählt wird, meine Steuer werden sie doch nicht ermäßigen und es wird überhaupt nicht besser; unbedingte Volkswahlen geben alles in die Hände einer herrschenden Partei und es ging Alles besser, da diejenigen regierten, welche durch Erziehung, Anlagen, Erfahrung und die nöthige Unabhängigkeit zum Regieren berufen sind. Die Aristokratie ist die einzig vernünftige Verfassung“.

„Dem Sinne des Wortes nach wohl, sagte der Vikar; aber die Aristokraten zeigten sich nicht immer als die besten, obschon auch die Demokraten und die auf allen Wegen der Demagogie und Volksbethörung und Volksverachtung zu den Aemtern Gekommenen sich jeder Zeit für die bessern halten und fast ohne Aus-

nahme in Gewinn-, Herrschsucht und Anmaßung wieder die alten Aristokraten werden, nur nicht die Würde und Weisheit der besseren derselben erweisen. Aber das wundert mich, Herr Pfarrer, daß Sie im Politischen so konservativ sind und hingegen in Ihrem eigentlichen Beruf so radikal, so grundstürzend, daß Sie in Ihrem Amt das Herkommen, den Urbestand so wenig achten als ein Wühler, daß Sie in den ältesten und ehrwürdigsten Urkunden das Radiermesser brauchen, oder daß Sie sich das noch viel bequemer machen. Gefällt Ihnen im Kanon eine ganze Schrift nicht, so wird sie als unecht nachgewiesen, und auch in den Synoptikern streichen Sie die Stellen, welche nicht in das System der reinen Vernunft passen, mit dem nassen Finger durch. Keiner der profanen Schriftsteller ist je so mißhandelt worden wie Sie und Ihre Partei die heilige Schrift mißhandeln. Da herrscht denn doch in dieser heiligen Schrift eine durchgehendere Harmonie als in Ihren Ansichten und Schriften“.

Der Pfarrer schwieg eine Weile; dieser sein Widerspruch war ihm noch nie so vorgehalten worden. Endlich sagte er: „Ich stand von je auf der Seite der Wahrheit. In der Ochlokratie sehe ich keine Wahrheit so wenig als in den Wundermährchen und in vielen unvernünftigen Dogmen der Schrift. Ich bin daher mit mir nicht im Widerspruch. Ich bestreite die Unvernunft wie in der Theologie so auch in der Politik“.

XXX.

Der Winter war vergangen. Der Pfarrer fühlte sich wieder gesund und ließ in der Zuversicht, den Vikar bald entlassen zu können, ihn ohne Rüge schalten und walten.

Wie es wärmer geworden war, saß dieser Nachmittags bisweilen an die Orgel in der Kirche. Daß er sie spiele, hatte Niemand gewußt. Ihm aber war es den Winter über ein schmerzliches Entbehren gewesen, im Pfarrhause kein Klavier gefunden zu haben. Jetzt aber bot ihm das Orgelspiel das, was dem Durstenden ein frischer Quell. Er war freilich kein Virtuose, aber ein kontrapunktisch geschriebenes Adagio oder auch Andante und eine nicht allzuschwierige Fuge konnte er richtig und mit Geschmack spielen. Der Dorforganist hatte dergleichen noch nie gehört, und begriff jetzt einigermaßen, warum der Vikar ihn so oft gebeten, er möchte doch die Vor- und Nachspiele weg und gar nichts anderes hören lassen als den Choral und diesen nach den Noten so einfach als möglich spielen.

Auch Martha hörte nun des Vikars Spiel. Solche Musik war ihr neu. Sie schämte sich fast, daß der Vikar sie die wenigen Choräle einige Male hatte spielen hören, während die Kinder dazu sangen. „Keinen Ton hätte ich gespielt, sagte sie, wenn ich hätte wissen können, daß Sie ein so geschickter Orgelspieler“. „Es soll Sie nicht verdrießen, antwortete der Vikar. Es war mir rührend, Ihre Kinder um Sie bei der Orgel zu sehen

und zu hören, und wie Sie sich selber dabei erheiterten und erbauten. Bald verlasse ich die Gemeinde; und dann den Sommer über spielen und singen Sie ja recht oft mit Ihren Kindern". „Das wolle Gott nicht, antwortete sie, daß Sie Waldbrunn verlassen. Ich darf an die Einsamkeit nicht denken, die dann wieder um mich sein wird".

Durch den Dorforganisten hatte auch Ries von des Vikars Orgelspiel erzählen hören. Er trat daher eines Nachmittags, als er Orgeltöne hörte, in die Kirche. Es war ihm, als wäre das Instrument verbessert worden. Der Organist hatte immer nur die schreienden Pfeifen gellen lassen. In der Orgel befanden sich aber auch einige sanftere und edlere Register und diese wußte der Vikar geschickt anzuwenden und zu verbinden. Ries hatte im Seminar auch etwas Orgel spielen lernen und dort seinen Lehrer oft kontrapunktisch spielen hören; er wußte etwas weniges von der Theorie solcher Fügungen, konnte aber selber nichts der Art spielen. Nun hörte er, wie unter des Vikars Fingern die Melodieen gleich großen und kleinen Bächen rein und lauter hinglitten; das machte ihm großes Vergnügen, zumal der Vikar mitunter auch eine heitere und freudige Weise hören ließ.

„O daß ich das so könnte", sagte er dem Vikar. „Ich wollte es Euch lehren, antwortete dieser, wenn ich länger hier bliebe". „Wir wollen nicht fürchten, daß Sie uns je verlassen, Herr Vikar; die Meisten haben Sie lieb gewonnen und auch ich habe von Ihnen besonders in den Kinderlehren viel gelernt. Ich bereue es,

daß ich Ihnen im Anfang weniger freundlich begegnete. Ich hatte mich von verbreiteten Gerüchten und auch von Rauber verführen lassen".

So war ein freundlicheres Verhältniß mit Ries eingeleitet. Dieser sah, als im April die Bäume blüheten und Birken und Buchen Laub gewannen, den Vikar bisweilen zeichnen. Der Vikar brachte ihm von seinen Spaziergängen etwa auch einen seltenen Stein oder eine merkwürdige Versteinerung oder ein feines Frühblümchen; und Ries, welcher Botanik und Mineralogie wirklich etwas besser verstand und mit Vorliebe betrieb, wunderte sich, daß der Theologe auch in diesen Wissenschaften sich nicht unerfahren erzeigte. Ries fing so auch an, dem Vikar in Schulsachen mehr Gehör zu geben, er hielt mehr auf Stille, Zucht und Ordnung, er las wieder mit den Schülern in der Bibel und ließ Kirchenlieder auswendig lernen. Er hatte aus des Vikars Kinderlehren sich gemerkt, daß das Beispiel die meiste Beweis- und Bildungskraft habe, daß alle wahre Bildung bedingt sei durch Christi Bild, daß nur das in Spruch und Lied edel und rein und unvergleichlich Geprägte sich tief einpräge und wiederum präge, daß ein großer Theil des Unterrichts in der immer neu belebenden und tiefer gehenden Wiederholung bestehe, daß nur der Ergriffene ergreife und daß nur das Bleibende Werth habe. Die Predigten des Vikars hatten ihm wieder Achtung vor der heiligen Schrift eingeflößt, vor dieser Tiefe des Reichthums beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes.

Ja zu Jedermanns Verwunderung fing Ries an, den Vikar zu besuchen und erschien sogar in dessen sonntäglichen Bibelstunden und übte auch in seiner Schule die Lieder, welche beim Gottesdienste gesungen werden sollten.

Dem Pfarrer und seinem Freunde dem Schulrath Kleiner und auch der Sabine schien des Vikars Einfluß immer verderblicher. Auch der alte Walter galt jetzt wieder mehr bei der Gemeinde, weil er selber von Ries gelobt und unterstützt wurde.

Beim Pfarrer stand der Entschluß fest, den Vikar nach Ostern zu entlassen.

Höchst feierlich war im Nachmittagsgottesdienst am Palmsonntag die Konfirmation der Unterweisungskinder. Da es ein sehr schöner Aprilsonntag war, der Weg trocken, die Luft still und warm, vermochte es selber die Großmutter Salome, von ihrer Verena geführt, den Berg hinabzusteigen. Sie ließ sich dann vom Fuße des Berges zur Kirche fahren und konnte am Morgen selber zum Tische des Herren gehen; sie war dann über Mittag bei ihrer ältesten Tochter und Mittags wohnte sie zu ihrer höchsten Erbauung der Konfirmationsfeierlichkeit bei und sah auch ihre Verena vor dem Herren knieen.

Der Vikar versprach ihr, in der Charwoche einmal auf den Höfen zu predigen. Er that es auch und die Großmutter war dessen froh, denn das Hinab- und Heraufsteigen hatte sie doch sehr ermüdet.

XXXI.

Der Gemeinde zu zeigen, daß er wieder vollkommen hergestellt sei, erschien der Pfarrer zu Jedermanns Erstaunen am Charfreitag auch in der Predigt. Er saß so nahe an die Kanzel, als er konnte, um besser zu hören, und verstand auch Alles, da sein Ohr weniger befangen war und der Vikar ihm Manches auf den Kopf predigte. Kiesel ärgerte sich über die Predigt aufs tiefste; denn der Vikar sprach, wie der Pfarrer meinte, durchaus unvernünftig, abergläubisch, schwärmerisch ja pfäffisch und in der Art eines Fakirs von Christi Versöhnungstode.

Daß viele Zuhörer weinten, daß die Gemeinde sichtlich ergriffen und erschüttert war, dieß zu sehen, war dem Pfarrer ein Greuel.

Er sagte nichts. Als aber am Ostermorgen der Vikar in die Kirche wollte, trat der Pfarrer mit dem Mäntelchen und dem Befchen und mit den Büchern unter dem Arm aus seinem Zimmer und sagte: „Ich werde heute wieder zum ersten Male predigen. Ich will auch meine Auferstehung feiern. Die Predigt, die Sie studirt haben, Herr Vikar, können Sie dann Nachmittags halten; und haben Sie auch eine zweite schon studirt, so sind Sie dann ja schon auf Ihre Bibelstunde vorbereitet“.

„Es wäre allerdings, sagte der Vikar, anständiger gewesen, Sie hätten mir das schon vor einigen Tagen

gesagt. Doch ich schweige und füge mich. Den Ostermorgen entweihe kein Wortwechsel"!

Es war vielen gar nicht recht, den Pfarrer die Kanzel besteigen zu sehen. Er brauchte seine verbesserte Liturgie. Die Feier der Geschichte der Auferstehung, Lobpreisung und Dank dafür hatte er durchgestrichen. Sein Gebet war eine Betrachtung über die wieder blühende und grünende Natur.

Zum Texte hatte er gewählt die Worte aus Lukas: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?

Er begann die Predigt sehr laut mit dem Satze: „Wir befinden uns in dem, was von Jesu Auferstehung erzählt ist, nicht auf dem Boden der Geschichte, sondern auf dem Boden der Dichtung. Das sind wohl gemeinte Träume und Phantasieen, welche davon reden, daß der gekreuzigte Nazarener aus seinem Grabe auferstanden sei. Denn eine solche Auferstehung widerspricht allen Erfahrungen, allen Gesetzen der Natur; todt ist todt. Das anerkennen je die Einsichtsvollsten dieser Zeit. Unsre in Wissenschaften und Künsten so unendlich weit vorgeschrittene Zeit muß protestiren gegen die Behauptung, es seien die Mährchen eines noch kindlichen und in vielen Beziehungen kindischen Zeitalters Wahrheit und Wirklichkeit. Es muß immer offener und lauter und allgemeiner gepredigt werden: Christus ist nicht auferstanden".

Dieses rief er mächtig durch die Kirche. Der Vikar, der in seinem Chorrocke vor aller Augen seitwärts unter der Kanzel saß, wurde unruhig. Er dachte daran, den

Pfarrer zu unterbrechen und ihn der Lüge zu zeihen. Martha war erblaßt. Schadenfroh sah Sabine des Vikars Unruhe.

Auch Ries und andre besonders Peter und Walter und die Neokommunikanten blickten auf den Vikar. Sie erwarteten, er werde sich erheben. Er aber wußte wohl, daß jede Störung des öffentlichen Gottesdienstes durch das Gesetz bestraft werde, und daß so eigentlich nur der Pfarrer ein Vorrecht habe, durch dergleichen Frechheiten und lästerliche Aeußerungen die Gemüther aller Andächtigen auf eine empörende und auf die strafwürdigste Weise zu beunruhigen und zu ärgern. Der Vikar nahm sich zusammen. Er spürte das Zucken seiner Gesichtsmuskeln, stützte den Ellbogen auf die Lehne und bedeckte mit seiner Hand das Gesicht; er wollte nicht, daß sein Mienenspiel beobachtet werde. Der Pfarrer aber wollte mit seiner, von Frechheit überströmenden Einleitung offenbar seinem lange verhaltenen Zorne Luft machen und recht absichtlich reizen und ärgern, und dachte nicht daran, daß er vom Kirchenrath, wenn dieser seine Pflicht erfüllte, schon dieser unevangelischen, Aergerniß gebenden, sein Amt höhnenden Einleitung wegen, müßte abberufen werden. Er kündete dann an: er wolle nachweisen, wie im Christenthum noch so oft das Leben im Tode gesucht werde und wie es nur zu finden sei in Allem Wahren, Guten und Schönen. Er zeigte, wie noch immer das Leben im Buchstaben der Schrift gesucht werde und der sei doch der Tod; wie man das Leben suche in vielen und langen Gebeten

und Gebetstunden und diese seien das heidnische Geplapper und der Tod; wie man das Leben suche im Kirchenlaufen, im abergläubischen Genuß des Abendmahls. „Das Sakrament, wenn es sein soll die Abwaschung der Sünden durch Christi Blut: das ist der Tod“, rief er, und so laut er konnte: „Es steht im ganzen Evangelium kein einziges echtes Wort aus Jesu Munde, daß er habe sterben wollen für die Sünden der Menschen“.

Unwillkürlich erhob der Vikar bei diesen Worten den Kopf und schaute an den Pfarrer hinauf. Es kostete ihn Ueberwindung, ihm nicht laut zu widersprechen und hinauf zu rufen: Du lügst, Du lügst. Der zweite Theil dann der Predigt bestand aus den gemeinsten Plattheiten. Der Pfarrer aber strengte sich möglichst an, seinen Waldbrunnern das Wahre, Gute und Schöne zu empfehlen.

Nach der Predigt trat er an den Abendmahlstisch, um das Weihegebet zu halten.

Viele, welche gekommen waren, um zur Kommunion zu gehen, waren entschlossen, nach dem Gebet die Kirche zu verlassen.

Der Pfarrer begann aus seiner verbesserten Liturgie zu lesen. Er kam zu der Stelle: „In der Nacht, da Jesus verrathen ward; und der Pfarrer las dann so: Jesus nahm das Brot, dankete und brach es und gab es ihnen und sprach, nehmet esset, das thut zu meiner Gedächtniß; und Jesus nahm den Kelch und dankte und gab ihnen denselben und sprach: trinket alle daraus,

das ist der Kelch des neuen Testaments. Die andern Worte der Einsetzung hatte er von je für unecht gehalten. Er hatte auch, so oft er die Einsetzungsworte des Abendmahles im Gottesdienst anführte, noch gar nie die Worte hören lassen: das ist mein Leib, und das ist mein Blut, das Blut des neuen Testaments, das vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.

Wie er nun jetzt gelesen hatte: das ist der Kelch des neuen Testaments, erblaßte er, er legte das Buch ab und hielt sich mit beiden Händen am Tisch, er zitterte und wankte. Man sah, er werde einsinken. Der zunächst stehende Sigrist umfaßte und hielt ihn.

Der Pfarrer wurde aus der Kirche mehr weggetragen als weggeführt. Martha und Sabine folgten. Die Gemeinde war in großer Bewegung.

Der Vikar trat nun an den gerüsteten Tisch. Daß sich die Gemeinde wieder sammle, betete er jetzt zuerst ein Vorbereitungsgebet zum Abendmahl und erst darnach zu diesem das Weihegebet.

Nach demselben entfernte sich gar Niemand aus der Kirche, und Alles kommunizirte mit einem Ernste, wie noch selten.

Mit Würde und Nachdruck und nicht ohne selbst tief ergriffen zu sein, las der Lehrer Ries während der Kommunion der Gemeinde vor das 15. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. Und hinwieder sang die Gemeinde

Komm mein Herz, in Jesu Leiden
Dich zu laben und zu weiden.

Wie das, was dem Pfarrer begegnet, zu verstehen sei, darüber war die ganze Gemeinde einstimmig; selber Leichtfertige waren nachdenklicher.

In Peters Stube traten seine Freunde zusammen und auch die vielen Gläubigen, welche aus andern Gemeinden hergekommen, um des Vikars Osterpredigt zu hören und nun so arg getäuscht worden waren.

Der alte Walter sagte: „Ach, daß ich dieses noch erleben mußte. Wenn man so predigen darf, so wird eine spätere Zeit gar nicht mehr an Christum glauben. Die Kinder ihm zuzuführen, habe ich mich durch mein ganzes Leben bemüht. Ich habe meinen Kindern alle Jahre einen Weihnachtsbaum gerüstet und an jedem Ostertag Ostereier und ein Osterbüchlein geschenkt. Wie haben sie sich jeder Zeit gefreut, daß der Heiland geboren ward und daß der Heiland nach seinem Leiden und Sterben wieder auferstanden. Und jetzt soll das Alles eine Fabel sein! Müssen jetzt, die noch nicht im Glauben befestigt sind, nicht in allerlei Zweifel verfallen? und werden die Ungläubigen nicht sagen: der alte Pfarrer hat doch Recht, er ist der gescheidere und gelehrtere und nicht ein Heuchler und Kopfhänger wie der Vikar? Wahrlich der Pfarrer hat auch mir die Osterfreude schrecklich verderbt, und ich wollte doch auch dieses Jahr wieder jedes meiner Schulkinder mit einem Osterei und einem Osterbüchlein erfreuen“.

„Thut ihr das gleichwohl, sagte Peter. Ein Kiesel und hundert und tausend Kiesel werden die Weihnachtbäume in der Christenheit nicht auslöschen; und die

Kiesel mögen noch so lange und noch so eifrig predigen: auch die Auferstehung unsers Heilandes sei eine Fabelei, so wird man sich, wenn alle Kiesel längst zu Staub geworden und namenlos vergessen sind, am Ostertag durch die ganze Christenheit sich grüßen: der Herr ist auferstanden und wird man in der ganzen Christenheit singen:

Erstanden ist der heil'ge Christ,
Der aller Welt ein Tröster ist.

Daß Kiesel dem Evangelium nicht glaubt, das habe ich schon lange gewußt. Er ist mit seinem Unglauben nur noch nie so herausgerückt wie heute. Er hatte von je an den Festtagen am schlechtesten gepredigt. Er hatte nicht nur keine Festfreude sondern, wie man gar wohl hörte, nur Festpein. Die Festgeschichte war ihm der Stein des Anstoßes und des Aergernisses. Er ging um ihn herum, als ob dieser Eckstein der Kirche gar nicht da wäre. Er drückte die Augen zu und meinte, er drücke sie damit auch uns zu. Die Frucht vom Baume der Erkenntniß würgte ihn. Die Sadducäer sagen: es sei keine Auferstehung, noch Engel, noch Geist. Und doch ist es der Engel, der sie nicht in das Paradies der Festfreude hineinläßt. Und weil sie selber nicht in dem Garten stehen, wo der Herr auferstand, so sagen sie: es gebe überhaupt keinen solchen Garten und habe nie ein solches Paradies gegeben. Aber da sie sich rühmten, Weise zu sein, sind sie zu Narren geworden. Gott hat es so gefügt: der Kiesel mußte so predigen; diese Oster-predigt und sie wird wol seine letzte Predigt gewesen

sein, ist gleichsam das Inhaltsverzeichniß alles seines Predigens. Und doch wäre er auch noch heute klug geblieben, wenn ihn nicht der Zorn über den Vikar so hingerissen hätte und wenn er nicht wüßte, daß mit Ausnahme weniger Kirchenräthe und des Vorstehers des Kirchenrathes die Mehrheit der Mitglieder desselben und die des Erziehungsrathes seines Vernunftglaubens wären.

Wo aber die Glieder der Kirche wissen, wer ihr Haupt ist, da werden sie einen solchen Prediger nicht dulden. Denn die Kirche ist nicht auf Fabeleien gegründet. Entweder treiben die Fabelmänner uns aus der Kirche und sie bemächtigen sich der Kirche, wie die Diebe und Mörder des Schafstalls, dann müssen wir Geplünderte und Ausgetriebene eine neue, freie, von einem ungläubig gewordenen Staate unabhängige Kirche gründen, oder die bisherige, alte, uranfängliche, aufs Evangelium gegründete und nur auf ihm fortbestehende Kirche kann sich dieser Eindringlinge erwehren. Denn wo in einer Kirche noch christliche Erkenntniß ist, da muß ein solcher Kiesel für ein und alle Mal ausgepredigt haben. Die Steine der Kirchenmauer müssen gegen ihn schreien und die Balken am Gesperre müssen ihm antworten".

Einige der frechsten jungen Männer sagten dem Ries auf der Straße: „Heute wird Dir doch Kiesels Predigt wieder gefallen haben; er hats dem Vikar recht gesagt; und es ist doch so, wie der alte Pfarrer immer zu verstehen gegeben und es jetzt rund heraus erklärt

hat: es ist nichts mit der Bibel; es sind Alles Mährchen. Kein Gescheider hält die Bibel für Gottes Wort, keiner unserer höheren Beamten glaubt mehr an alles das alte, dumme Zeug, kein Zeitungsschreiber, kein rechter Gelehrter, unsre reichsten Kaufleute und Fabrikherren nicht, kein freisinniger Schulmeister und Du auch nicht, wenn Du schon in der letzten Zeit dem Vikar nachgelaufen bist in die Kinderlehre und in die Bibelstunden".

Ries antwortete: „Wenn ich nicht schon früher andern Sinns geworden wäre, so müßte mich das auf andre Gedanken bringen und mich bekehren, was wir heute gehört und erlebt haben. Heute ruft mir Alles zu: nicht Gedichte, nicht Gedichte! nein Geschichte, Geschichte! Sehet ihr denn nicht den Finger Gottes? Ist denn Gott mit Kiesel? Hat ihm nicht Gott selbst das freche Maul verhalten und nun verschlossen für immer? Hat ihn nicht der Engel des Herrn geschlagen"?

„Ach, wie redest Du so dumm, sagte der frechste, es giebt keinen Gott; hier die Natur ringsum grünt und blüht, und giebt, je nachdem sie in guter oder übler Laune ist, viel oder wenig und verspricht uns jetzt einen reichen Herbst, wenn es sie in diesen Tagen ihres Blühens nicht zufällig fröstelt. Der Glaube an Gott und Christus und Auferstehung ist wie ein Kinder-Osterei, aber der alte Kiesel hat ihm Gupfe und Spitze eingeschlagen".

„Und hat's doch verspielt, sagte Ries, Kiesel ist aber mit verantwortlich für eure schreckliche Leichtfertigkeit. Und auch ich bin durch meinen früheren Uebermuth und

verführt von Kiesel mit Schuld an vieler Unglauben und um so mehr werde ich es von nun an für meine heilige Pflicht halten, euch und euersgleichen zu widersprechen, und suchen gut zu machen, was ich bisher geholfen habe zu zerstören und verderben. Und so gut ich andern Sinnes geworden bin, so könnet und sollet auch ihr es werden. Es ist ganz gewiß, der heutige Ostertag wird Manchem ein Tag der Auferstehung; sei er es auch euch, das wünsche ich euch von Herzen".

Als Verena seiner Großmutter erzählte, was Kiesel gepredigt und was ihm dann am Abendmahlstische widerfahren, sagte sie: „Unser Herr und Heiland, der Herr Jesus Christus, der heute auferstanden ist und die Hölle und den Tod überwunden, der hat eben noch immer Gewalt über die unsaubern Geister und spricht: Verstumme"!

Der Pfarrer war zu Bett gebracht und der Arzt gerufen worden. Die Schlaganfälle wiederholten sich; der Pfarrer war auf der rechten Seite gelähmt und erst nach einiger Zeit kehrte die Besinnung und konnte er wieder vernehmlich reden.

Was nun der Vikar in der Ostermittagspredigt vorbringen werde, darauf war Jedermann gespannt und mehr Leute kamen, als die Kirche fassen konnte. Der Vikar sprach über die Morgenpredigt und über das, was dem Pfarrer begegnet war, gar nichts, sondern stellte nach den Evangelien die Auferstehungsgeschichte des Herrn dar, so lebendig er konnte, von der Wahr-

heit und Herrlichkeit derselben selber ergriffen wie noch nie.

Viele Zuhörer verstanden die Absicht des Predigers gar wohl. Peter sagte: „Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist eben zum Eckstein geworden und an dem wird noch mancher Kiesel zerschellen und von dem Eckstein noch mancher Kiesel zermalmt werden".

Der Pfarrer erholte sich wieder: er konnte das Bett verlassen, sich nach und nach durchs Zimmer bewegen, wenn auch mühsam, er kam wieder zum Lesen und zum Arbeiten und da er selbst nicht mehr schreiben konnte, diktirte er der Martha.

XXXII.

Umsonst hatte der Vikar gehofft, das so ernste Ereigniß werde den Pfarrer bewegen, in sich zu gehen und sich von der kritischen Theologie ab- und den Gedanken an die Auflösung und die nahe Rechenschaft zuzuwenden. Allein Winke darüber wollte der Pfarrer nicht verstehen. Im Gegentheil er bezeugte große Freude über neue Schriften eines immer frecheren Unglaubens, der sich das Recht anmaßte, in der Kirche Gewalt zu üben, die Erkenntnißschriften zu verdrängen und das sogenannte geläuterte Evangelium einzuführen. Er zählte die Geistlichen seines Landes und freute sich, daß die Anhänger der kritischen Theologie nun bald die Mehr-

zahl sein werden; er war glücklich zu sehen, wie sie sich vereinigen und in Predigten und Schriften den Aberglauben nicht mehr mit der ehemaligen Schüchternheit und wie von ferne angreifen, daß sie auch aufhören zu symbolisiren und zu allegorisiren, sondern mit Selbstgefühl hervortreten und von den Kanzeln laut und im Siegeston verkünden, Jesus ist der Nazarener, der Rabbi, der den Muth hatte, den Wundersüchtigen und Zeichen fordernden Heuchlern vorüber für die ewigen Wahrheiten der Vernunft zu sterben. Der Pfarrer sagte: „So sehe ich doch am Abend meiner Tage, daß wir nicht umsonst gelebt und gestrebt; und ich darf sagen, daß in diesem Kampfe für das Licht auch ich redlich ausgehalten“. In dieser Freude erhielt ihn auch der ihn oft besuchende Schulrath Kleiner.

„Das muß man uns doch nachrühmen, sagte der Pfarrer einst in Gegenwart des Vikars zum Schulrath: seit unsern Studienjahren haben wir unsre Ansichten und Grundsätze nie geändert; und sollten wir auch Martyrer werden, wir verleugnen unsre Ueberzeugung nicht“. Der Vikar bemerkte: „Das kann freilich ein in Sachen der Gelehrsamkeit noch junger und dazu ein orthodoxer Vikar nicht verstehen, wie Sie, Herr Pfarrer, und Sie, Herr Schulrath, als Männer des entschiedenen Fortschritts sich rühmen, von Jugend auf bei den nämlichen Ansichten stehen geblieben zu sein. Ich sage Ihnen mit der Freimüthigkeit, mit welcher auch wir immer muthiger hervortreten: Ihr ganzes Leben war Eine Negation, und Sie und Ihre ganze Schule haben neben

der Kritik auch nicht eine einzige Idee ins Leben gebracht, die das christliche Leben gefördert". „Unser Leben, sagte der Pfarrer, war nicht zunächst, das christliche Leben zu heben, sondern das sittliche, das vernünftige; und jeder neue Gedanke der Wissenschaft ist eine Förderung der Sittlichkeit; wer der Wissenschaft, hat auch der Tugend gelebt; Dogmen sind keine Ideen". „Aber was ihr Ideen nennt, sagte der Vikar, und diejenigen Ideen, welche ihr meint, aus euch geschöpft zu haben, und welche das Heil des Einzelnen und Ganzen fördern, das sind gar nichts anders als wesentlich christliche Dogmen und sind nicht der Herrn Erfindungen, sondern sie sind auch euch durch Gottes Gnaden geworden. Was hast du, das du nicht empfangen? Und Eure Kritik — sie ist auf Sand gebaut; das wird euch auch der eben so gelehrte als bescheidene und christlich fromme Professor Bleek, welchen zu hören ich in Bonn das Glück hatte, gründlich beweisen, wenn er einmal seine Einleitungen ins A. und N. Testament herausgiebt".

So dauerte der Streit zwischen dem Pfarrer und dem Vikar fort. Jener konnte diesen nun nicht entlassen, und wurde auch deßwegen gegen ihn schroffer und pochte auf seine eigene Tugend, und seine Gerechtigkeit und auf sein gutes Gewissen, während er ungeachtet der endlichen Mahnungen und Bitten der Martha, sie das Erbe betreffend sicher zu stellen, sie mit seinem Testament vertröstete, und während er auch fortfuhr, den Vikar auf eine bis zum Lächerlichen knickerische Weise zu besolden.

Und doch hatte Martha jetzt mit der Pflege des kranken Greisen doppelte Arbeit besonders auch wegen seiner Schlaflosigkeit. Er klagte oft, das mache ihm in den schlaflosen Nächten die schwersten Stunden, daß er des Gedankens nicht los werden könne, wie in kurzer Zeit ihm der frömmelnde Vikar seine ganze Lebensarbeit in Waldbrunn zerstört habe. Diese seine nächtliche Unruhe war aber oft so groß, daß er beide, die Martha und Sabine weckte und daß sie neben ihm wachen und mit ihm schwatzen mußten.

Für die Wiederherstellung seiner Gesundheit war er ängstlich besorgt; pünktlich befolgte er die ärztlichen Verordnungen, er ging auch beim schönsten Frühlingswetter nicht mehr in den Garten und fürchtete sich vor jedem Luftzug. Um aber in den Baumgarten zu kommen, mußte er neben den Gräbern des Kirchhofes vorbei. Und als ihn Martha öfter mahnte, doch an die frische Luft zu gehen, sagte er: „Ich komme noch frühe genug hinaus“.

Endlich erlitt er den letzten Schlag, der ihm die Lungen lähmte. Er fühlte sein Ende. Auf dem Sterbebette liegend und immer mühsamer athmend ordnete er bei vollem Bewußtsein noch Alles an über seine Papiere und sein Testament, er diktirte und unterschrieb zu diesem wenige Stunden vor seinem Tode noch mehrere Zusätze und besiegelte sie; er befahl, daß noch einige seiner auf seinem Arbeitstische liegende Handschriften sollen verpackt und seinen Verlegern zugeschickt werden; er dachte an jedes von ihm in der letzten Zeit beschrie-

bene und noch umherliegende Blatt und ließ es aufbewahren. Er zählte noch das Geld, das er der Martha gab zur Fortsetzung der Haushaltung in der nächsten Zeit.

Die Sabine lauerte auf Alles, was mit dem Testament und dem Gelde vorging.

Der Martha war es schmerzlich, zu sehen, wie der Sterbende sich so gar nicht vom Irdischen ab- und dem Ewigen zuwenden konnte.

Sie stand neben ihm und kühlte ihm öfter den heißen Kopf mit einem nassen Schwamm.

Auch der Vikar trat an das Bette. Der Pfarrer sah ihn an und sagte: „Ich bin am Ende“. Der Vikar wollte mit ihm beten und fing an: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist“.

Der Pfarrer sagte abweisend noch mit lauter herzloser Stimme: „Ich habe das gethan“!

Mit traurigem Blicke sah ihn der Vikar noch an und verließ dann das Zimmer.

Kaum war er draußen, sagte der Pfarrer zur Martha: „Er hat mich noch bekehren wollen“. Fürchtend, der Vikar höre es noch und der Pfarrer wolle mehr der Art sagen, hielt ihm Martha den Schwamm vor den Mund.

Einige Augenblicke darnach rief der Sterbende: „Helfet, helfet“! und faßte die Hand der Martha und that den letzten Athemzug.

Beim Leichenbegängnisse wollte der Schulrath am Grabe eine Lobrede halten; der Vikar gestattete es nicht,

weil das im ganzen Lande nirgend bräuchlich sei. Er selber hielt das gewöhnliche Leichengebet und gab einleitend bloß den Namen und das Alter des Bestatteten an.

Das Testament, welches darnach eröffnet wurde, nannte als Haupterbin die Sabine; der Martha hatte der Pfarrer nicht einmal den dritten Theil der Summe vermacht, die sie als wohlverdienten Lohn von Rechtes wegen hätte fordern können.

Schulz.

Fröhlich, Abraham Emanuel,

Der ungläubige Pfarrer Eine Erzählung

Zürich 1862